Germ. sp.
G355 r
[Pockels]

<36612558350010

<36612558350010

Bayer. Staatsbibliothek

R

Carl Wilhelm Ferdinand
Herzog von Braunschweig-
Lüneburg.

Carl Wilhelm Ferdinand,

Herzog zu Braunschweig und Lüneburg.

Ein biographisches Gemälde dieses Fürsten.

Neque enim tales coronantur, sed patrias suas coronant. *Plin.* Secund.

Mit dem Portrait des Herzogs.

Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1809.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorrede.

Das Publikum erwartete schon seit geraumer Zeit die Lebensgeschichte und Charakteristik eines deutschen Fürsten, welcher sich sonst als ein allgemein geachteter **Feldherr**, — auch auf einem noch höhern Standpunkte seines Verdienstes, — als **Regent** so rühmlich auszeichnete.

Der Verfasser dieser Schrift darf es wagen, die Erwartungen des Publikums zu befriedigen, in so weit es der Genius der Zeit und der Umstände, und diejenigen Verhältnisse gestatten, auf welche er eine bedächtliche Rücksicht nehmen mußte. — Wir stehen überhaupt der Lebensperiode jenes großen Mannes noch viel zu nahe, und seine po=

litischen Verwickelungen sind noch zu wenig enthüllt, als daß man schon jetzt eine abgeschlossene Geschichte desselben, nach den Bedingungen einer höhern historischen Critik, liefern könnte und dürfte.

Das Ganze dieses Werks selbst ist charakteristisch und geschichtlich, wie es die Natur eines biographischen Gemähldes verlangt, und eignet sich daher zu einer allgemeinern Lectüre für alle gebildete Stände. — Die Welt soll diesen Fürsten in diesem historischen Spiegel sehen, wie er war, und wie er dachte, und wie er seine Laufbahn endete.

Seine Abbildung hat daher eine anthropologische Form angenommen, — weil es etwas so ganz natürliches ist, — einen merkwürdigen Mann aus sich selbst in die sichtbare Welt hinzustellen, bis auch er, wie alles Sterbliche, verschwindet. Der Verfasser beginnt das Leben des Herzogs mit den wenigen noch vorhandenen Notizen aus dessen erster Jugenderziehung, — geht dann zu seiner physischen Organisation, zu den Eigenthümlichkeiten seines Tempera-

ments, seiner Leidenschaftlichkeit, seines Thätigkeitstriebes, seiner Neigung zur Oekonomie, und seines personellen Muths über. —

Von da aus wendet sich sein Gemählde zu denjenigen Ansichten, welche den Charakter des Menschen in Verbindung mit der Societät, als moralisches Wesen, bestimmen. — Hier werden die Leser die Zeichnung seiner glühenden Ehrliebe, als ein vor der Welt da stehender Charakter, — seine Bescheidenheit gegen sich selbst, als Mensch, — seine Humanität, als Regent, — selbst bey dem ihm aufgedrungenen Mißtrauen gegen die Menschen, und seiner originellen Popularität finden, — ein Zug, in dem sich von jeher die Deutschheit unserer Fürsten aussprach.

Der Religiosität dieses Fürsten, die gewiß nicht eine bloß äußerliche herkommliche Achtung religiöser Formen war, sondern sich auf Bedürfnisse größerer Hoffnungen einer Zukunft gründete, — seiner Denkweise über Aufklärung — Duldung und Volksreligion ist eine besondere Abtheilung dieses Gemähldes gewidmet.

Dann werden die intellectuellen Eigenschaften dieses hochgebildeten Mannes, sein Scharfblick in den Geschäften, seine schnelle Beobachtungskraft, seine practische Vernunft, seine Liebe zu dem Wissenschaftlichen und zu einzelnen gelehrten Männern, und seine Talente zur Musik u. s. w. beleuchtet. — Ein richtiger Hinblick auf ihn, als Feldherrn, mag diesen Abschnitt beschließen.

Eine besondere Hinweisung auf seine grossen Verdienste, als Regent, finden wir in dem Abschnitte, worin von der Zurückbezahlung der Landesschulden durch seine vortreffliche, in allen ihren Zweigen konsequente Staatswirthschaft die Rede ist. — Ein Unternehmen, welches systematisch berechnet war, und sich so die Bewunderung aller Staatsökonomen erwarb. — Das Geschichtliche dieser einst so wohlthätigen Arithmetik ist hier so umständlich aufgestellt worden, als es der Raum dieses Gemähldes gestattet.

Eine Geschichte des Herzogs in diplomatischen Hinsichten wird die Welt nie in ihrem ganzen Umfange sehen, und man hat sich vielleicht von seinen activen Einmischungen zu

hohe Begriffe gemacht. Der Herzog war von den Welthändeln und ihren Combinationen sehr wohl unterrichtet. Mirabeau sagt selbst: „peu de grands Cabinets son aussi bien informés que le sien.“ — Allein es lag nun einmahl nicht in dem bedächtigen Charakter dieses Fürsten, sich eigenmächtige und willkürliche Einflüsse zu verschaffen. — Wir geben dem Publikum, was sich geben läßt, — und theilen ihm vornehmlich einige Aufklärung über das merkwürdige Manifest gegen Frankreich im Jahre 1792 mit, dessen Form und Inhalt immer noch so einseitig und ungünstig beurtheilt wird.

Dann folgen die zum Theil interessanten Notizen zu einer Geschichte seiner frühern Reisen, nach Frankreich und Italien, — und endlich die letzten finstern Wochen seiner großen Laufbahn.

Die letzten unglücklichen Lebenstage dieses großen Mannes haben eine so allgemeine Sensation erregt, daß sie in seinem Gemählde um so weniger übergangen werden dürfen, da

er mit einer seltenen Fassung des Gemüths und mit der ihm eigenen Seelenstärke im Unglück das Härteste trug, was einem Sterblichen aufgelegt werden kann. Er hatte es so oft gewünscht, auf dem Schlachtfelde zu ~~enden~~ sterben; aber auch die Erfüllung dieses Wunsches wurde ihm von der beispiellosen Härte des Schicksals versagt. Er sollte langsam an seinen Wunden, als der Märtirer einer furchtbaren Zeit, und — eines Systems sterben, das er nicht mehr liebte. — Er wollte den Frieden. — Aber es stand nicht in seiner Macht, den Sturm einer drohenden Gegenwart aufzuhalten, oder ihm auszubiegen.

Die Leser sehen aus diesen kurzen Andeutungen, was sie in der umständlichern Erzählung des Ganzen selbst zu erwarten haben. — Der Verfasser ist nicht unberufen an seine Arbeit gegangen. Er hat überall die bessern Quellen benutzt. Er befand sich selbst in der Lage, den verdienstvollen Regenten, eine lange Reihe von Jahren hindurch, in der Nähe zu beobach-

ten, und die interessantesten Nachrichten von seiner Originalität einzuziehen. — Er hatte Gelegenheit, mit diesem außerordentlichen Geiste selbst über so mancherley Gegenstände des Wissens und Meinens, über den schwankenden Zeitgeist, über Cultur und Erziehung, über Aufklärung und Religion, über die Angelegenheiten seines Hauses u. s. w. zu reden, hierüber seine freimüthigern Meinungen zu vernehmen, — und diese Notizen mit ähnlichen Beobachtungen derjenigen sachkundigen und wahrhaften Männer zu verbinden, welche ihn unmittelbar umgaben. — Die Resultate dieser gemeinschaftlichen, zum Theil schriftlichen, Mittheilungen sind denn in diesem Werke, als ein einfaches, ungekünsteltes Denkmahl des großen Verstorbenen, niedergelegt worden, und mögen bey einer künftigen vollendetern Geschichte desselben als Zeugen der Wahrheit benutzt werden.

Uebrigens liegt es in der Natur aller historischen Schriften dieser Art, daß darin nicht alles — allen gleich anziehend und interessant seyn kann. — Die Aufmerksamkeit der

Menschen wird überdieß in einem so vielseitigen und imponirenden Zeitalter, wie das unsrige, nach tausend Seiten hingerissen, so daß sie in dem schnellen Wechsel der Begebenheiten kaum noch einen Ruhepunkt aufzufinden weiß. — Der gegenwärtigen Generation muß auch aus dem Leben des Herzogs vieles bekannt seyn, und ihr vielleicht unwichtig erscheinen, was der auswärtige oder künftige Leser, oder der Historiker mit Interesse auffassen wird. — Aber auch selbst das näherstehende Publikum wird sich hierbey mit Wärme und Dank eines Fürsten erinnern, welcher die gerechtesten Ansprüche auf die Erhaltung seines Andenkens machen durfte.

Diejenigen unglücklichgestimmten Menschen, welche immer lieber die Schattenseite eines Charakters, als dessen Lichtseite aufsuchen, oder auch dem Verstorbenen eine gewisse Animosität nachtragen, — werden freylich in diesem Buche keine Nahrung für ihren Geschmack finden. Aber für diese ist es auch nicht geschrie-

ben. — Das Menschliche ist in dem Gemählde des Herzogs nicht vergessen worden; allein die Achtung für größere Verdienste gebiethet, es mit Schonung und Delikatesse zu berühren, um der unzeitigen lokalen Neugier keinen Stoff zu reichen. — Die Geschichte eilt gern ernst und verschwiegen bey den personellen Schwächen der edlern Fürsten vorüber, wenn sie sich ihr nicht als Erklärungen wichtiger Begebenheiten in dem öffentlichen Leben aufdringen. Die Geschichte ist keine Ethik; sie richtet nicht das Innere des Menschen, sie darf es nicht richten, — aber sie ehrt die Freymüthigkeit, wenn einzelne große Männer ihre Fehler anerkennen. — Auch dieß hat der Herzog gethan. Wie oft hat er in sehr ernsten Augenblicken — die Worte mit ungekünstelter Bescheidenheit ausgesprochen: — „ich bin ein Mensch, wie alle andere!" — Es gereicht diesem Fürsten zur größten Ehre, daß er die Aufwallungen seines so lebendigen Temperaments für die Unterthanen so unschädlich

als möglich, zu machen suchte. — Es gereicht ihm ferner zur Ehre, daß sein Volk, und — selbst seine Tadler eine so gute Meinung von ihm hatten, daß sie ihm endlich kaum noch — eine menschliche Schwäche verzeihen wollten!

Carl Wilhelm Ferdinand,

Herzog zu Braunschweig und Lüneburg.

Ein biographisches Gemälde dieses Fürsten.

I.

Der verstorbene Herzog von Braunschweig war im Jahre 1735 am 9ten October geboren. Sein Herr Vater, Carl, hatte erst seit einigen Monathen die durch den Tod Ferdinand Albrechts erledigte Regierung des Landes angetreten, als ihm der junge Prinz geschenkt wurde. Eine fröhliche Erscheinung nach der andern bewillkommte den neuen Regenten in seinen blühenden Staaten. — Die Liebe der Unterthanen kam ihm frohlockend entgegen.

Das Land war ohne Schulden. — Die Geburt eines Erben des alten achtbaren Fürstenstammes sollte, nach dem allgemeinen Wunsche der glücklichen Unterthanen, den Anfang dieser neuen freundlichen Regierung verherrlichen; — und die Nachricht von jener Geburt erquickte selbst den oft so übelgelaunten König Friedrich Wilhelm I. von Preußen, den Großvater des neugebornen, in einem so hohen Grade, daß er nach Wolfenbüttel eilte, seinem Enkel eigenhändig den schwarzen Adlerorden umhing, und das Kind darauf selbst über die Taufe hielt. *)

Die Jugendgeschichte der Fürsten enthält selten etwas interessantes und anziehendes, — da sie sich, wenigstens in jenen Zeiten, wo der Herzog geboren wurde, vermöge einer sclavischen und pedantischen Erziehungsmethode, fast überall gleich blieb. Alle junge Fürsten wurden nach einerley fehlerhafter Form erzogen, indem man hierbey mehr auf eine gewisse tactische Gewöhnung an die höfische Lebensweise, auf die einseitige Hofcultur, und auf ein gewisses manierirtes Höflichkeitssystem, — als auf die innere Ausbildung der Humanität für das Edle und Schöne, zu achten pflegte. Auf die Art wurden die jungen Fürsten überall im eigentlichsten Sinne des Worts verbildet, und zu einer theatralischen Existenz vorbereitet, welche in sich selbst leer, und nur auf Far-

*) Häberlins Polit. Historie des XVIII. Jahrhunderts. S. 648.

ben berechnet, — keinen Anbau des Reellen und Großen im Denken und Handeln gestatten. —

Der Erziehung des Herzogs darf dieser Vorwurf, wegen ihrer bessern Organisation, im allgemeinen, nicht gemacht werden; obgleich sein erster Hofmeister, von Wittorf, nach dem Zeugnisse der Veteranen, die ihn genauer kannten, zu diesem wichtigen Geschäfte wenig geeignet war. — Seine gefälligen Talente als Hofmann, seine Reisen nach Frankreich, die er zur Belustigung des Hofes mit vieler Leichtigkeit vorzutragen wußte, daß man deshalb sogar oft die fürstliche Tafel über die gewöhnliche Stunde hinaus verlängerte, sein angenehmes Aeußere; und seine ganze höfische Gewandtheit hatten ihn empfohlen, — und schützten ihn auch gegen die Versuche, ihn von einem Posten zu entfernen, dem er nicht gewachsen war. Es würde zu weit führen, hier die Mißgriffe dieses Mannes in der Behandlungart des jungen Prinzen auseinander zu setzen. Der würdige Jerusalem, der verdienstvolle Lehrer des jungen Fürsten, hatte es für seine Gewissenspflicht gehalten, jene Mißgriffe den fürstlichen Aeltern mit Vorsicht anzudeuten. Die merkwürdigen Briefe zwischen dem damahls regierenden Herrn und Jerusalem über diesen Punct hat, nach dessen Tode, der Herzog selbst in Verwahrung genommen. Wie viel neue Aufschlüsse würden diese Briefe über die Erziehung eines Mannes geben, welcher von ganz Europa als einer der aufgeklärtesten Für-

sten geachtet, und von einem der denkendsten Köpfe seiner Zeit gebildet wurde!

Unstreitig hatte der Herzog seinem Jerusalem den größten Theil seiner hochveredelten und gründlichen Bildung zu verdanken. Von Jerusalem hatte der junge Fürst jenen feinen Tact des Schicklichen, jenen abgemessenen Ausdruck der Sprache und des Gefühls, jene bedächtliche Lebensphilosophie und Lebensklugheit angenommen, die seinem alten Lehrer so ganz eigenthümlich war, und ihn gleichsam zu einem Hofmanne in der höhern und edlern Form machte. Jerusalem war unstreitig unter tausend Erziehern der einzige Mann, welcher zum Bildner eines so lebendigen Geistes berufen war. Seine ganze Persönlichkeit wurde von einem menschenfreundlichen Ernste begleitet; und sein ganzes Benehmen sprach sich in dem höhern Gefälligen aus, das so wenigen Menschen, vornehmlich so wenigen — an den Höfen, eigen ist.

Sein tiefer Sinn für das Decorum; seine Kunst, mit allen Ständen der Societät geschickt umzugehen, der Zudringlichkeit und dem Stolze klüglich auszubiegen, den hochfahrenden Kopf gütig zu bezähmen, den Schwachen zu tragen, — sein feiner attischer Scherz, kurz die ganze liebenswürdige Individualität Jerusalems mußte den größten Einfluß auf die höhere Kultur des jungen Fürsten haben, — während der Herr von Wittorf aus ihm nur einen Künstler der Hofetikette

und des höfischen Tons zu machen suchte. — Unglücklicherweise liebte der Erbprinz seinen ersten Führer nicht: er hatte kein Vertrauen zu ihm; er verachtete ihn, — und mußte sich doch eine gewisse äußere Zuneigung für denselben ankünsteln. — Ein Umstand, der für einen minder liberalen Charakter sehr gefährlich werden konnte.

Vielleicht ist es unsern Lesern nicht unangenehm, einzelne Züge aus dem frühern Jugendleben dieses Fürsten zu vernehmen, welche es schon damals bewiesen, daß sich in ihm eine gutgeartete Natur, und ein aufstrebender Geist zu entwickeln anfing. — Bey aller Zärtlichkeit, die er für seinen würdigen Lehrer Jerusalem fühlte, war es diesem doch oft nicht möglich, den jungen feurigen Kopf lange am Schultische fest zu halten. — Nicht selten sprang der Lehrling, während der Lectionen, auf, und suchte andere Geschäfte, oder brachte das Gespräch auf ganz heterogene Gegenstände, so daß es oft Mühe genug kostete, den Faden des Unterrichts wieder anzuknüpfen. Bitten und Drohungen fruchteten dann oft nichts, wenn ihn seine muntere Laune und seine lebhafte Phantasie aufreizte. So entsprang er sehr oft den Händen seiner Kammerbedienten, wenn sie ihn ankleiden wollten, und die Sache ihm zu langweilig wurde. Alle diejenigen, welche sich seiner aus

jenen frühern Jahren noch erinnern können, sagen: daß seine Lebhaftigkeit gleichsam permanent, und in allen seinen Bewegungen, in seiner Rede und seiner Leidenschaftlichkeit außerordentlich gewesen sey.

Es war ein origineller Zug in dem Charakter dieses Herrn, daß er sich schon damals, bey dem Aufglühen seines so lebendigen Naturells, leicht wieder zu mäßigen wußte, so bald er — beobachtet wurde, oder unerwartete Besuche erhielt, wobey er repräsentiren mußte; — oder so bald man ihm einen ruhigen Widerstand zeigte. Diese Gewalt über sich selbst ist vornehmlich jenen Gemüthern eigen, welche ihre Schritte nach dem Gefühle der Ehre und des Anstandes abzumessen genöthigt sind, und sich nach und nach eine gewisse ernste Rolle in dem größern Weltleben, gleichsam aus Standesberuf, aneignen müssen. — Wenn der junge feurige Prinz auch noch so heftig gewesen war, und ein Fremder in das Zimmer trat; so waren auf einmal die stürmischen Momente wie verschwunden, ohne daß man den Zwang bemerkte, welchen in diesem Augenblicke der Wohlstand — jener Heftigkeit geboth. Diese Leichtigkeit, aus einem Gemüthszustande in den andern, oder auch nur aus einem Gesichtsausdrucke in den andern überzugehen, ist ein Geschenk des Charakters, welches nicht häufig angetroffen wird; aber, unter gewissen Einschränkungen, eine Vortreflichkeit vornehmlich in der Sittenweise großer Herren ist.

In seinen kindlichen Jahren war ihm ein kleiner Hang zur Neckerey eigen, den man bey allen jungen frohgelaunten Gemüthern in jener ersten Lebensepoche bemerkt, welcher aus dem Gefühle einer gewissen Ueberlegenheit hervorgeht, gewöhnlich etwas schuldloses ist, und sich oft schon in dem Jünglinge, wie es beym Herzoge der Fall war, in einen männlichen Ernst verliert. Vornehmlich trieb er jene scherzende Neckereyen gern mit den dienstfertigen Hofleuten, die, nach dem alten Hofgebrauche, mit einander wetteiferten, dem Prinzen auch in den unbedeutendsten Kleinigkeiten gefällig zu seyn. — Man hatte ihn einst mit in die Oper geführt, deren Gesang und Musik ihn wohl damals noch wenig anziehen mochte. Zum Zeitvertreibe machte er sich daher, nach Kindersitte, körperliche Bewegungen, bis ihm sein Knabenhut vom Kopfe fallen mußte. Die dienstfertigen Kammerherren wetteiferten, den Hut aufzuheben, und ihn dem Prinzen wieder aufzusetzen. Dieser wiederhohlte den Scherz, der Hut fiel wieder ab, die geschäftigen Hofleute thaten wieder ihren Dienst, und so würde dieses Spiel noch einige Zeit fortgedauert haben, wenn nicht der regierende Herzog, ein strenger Vater seiner Kinder, den jungen Prinz — durch einen derben Handschlag (in dem öffentlichen Schauspielhause) zurecht gewiesen hätte. — Es ist überhaupt merkwürdig, daß dieser junge Herr so früh, wie man zu sagen pflegt, seine Leute kennen lernte, und daß sich sein nachheriger

so großer Beobachtungssinn schon in seinem Knabenalter zu entwickeln anfing. — Man erkennt diesen Beobachtungsblick in einem Gemählde *) aus seiner Kindheit, worinn schon das scharfsehende Auge des Herzogs treffend abgebildet ist. — Der selige Jerusalem pflegte über den frühen Beobachtungsgeist des Prinzen vieles zu erzählen. So entwarf er z. B. schon als Knabe kleine Charaktergemählde von Leuten, die er nur wenige mahle gesehen hatte, und die ihren Originalen sprechend gleich waren. Das Lächerliche und die vornehme Gemeinheit fiel ihm schon damals besonders auf, — und der leere Adelstolz erregte seinen lauten Unwillen. Sein Tadel war gemeiniglich freymüthig, aber nie ohne Gründe, und, bey seinem subtilen Gefühle für das Anständige, mußten ihm vornehmlich in jenen Zeiten oft genug Menschen aufstoßen, die dieses Gefühl beleidigten. Wenn seine Lehrer zu seinen Kritiken still schwiegen, oder sie modifiziren wollten, pflegte er zu sagen: „meine Herren, Sie glauben gewiß eben das; aber Sie sagen es nur nicht"!

Man hat noch etwas Charakteristisches aus seiner frühern Jugendgeschichte erzählt, welches mit seiner spätern Hinneigung zur Oekonomie auf eine ganz eigenthümliche Art zusammentrift, — nemlich seine schon

---

*) welches sich in dem sogenannten kleinen Schlosse zu Blankenburg befindet.

frühe Abhorrescenz vor dem Schuldenmachen. Es scheint, als ob auf ihn die Neigung seines Großvaters Friedrich Wilhelms I., des größten damaligen Staatsoekonomen, übergegangen war, — oder es konnten auch die damals noch neuen Gespräche über die ehemaligen Schulden Friedrichs des Großen, weßhalb dieser von seinem Vater so beyspiellos hart behandelt wurde, auf das Gemüth des jungen Prinzen gewirkt haben. — Denkwürdige Familienvorfälle, an welche sich das Interesse der Verwandten unmittelbar anknüpft, machen oft tiefere Eindrücke, als die dringendsten Warnungen und Maximen. Genug, der Prinz zeigte schon in frühern Jahren einen haushälterischen Sinn, wodurch er in späterer Zeit sein Land allein von der drückendsten Schuldenlast retten konnte. — Der junge Prinz erhielt von seinem Herrn Vater ein kleines Wochengeld, welches aber nicht immer zureichte, weil er davon auch seine kleinen Almosen bestreiten sollte. Dieß setzte ihn nach und nach in Verlegenheiten, und er sah sich daher bißweilen genöthigt, die kleinen Geschenke, die er von seinen Aeltern und Anverwandten bekommen hatte, in Geld zu verwandeln. Dieß konnte seinem Lehrer nicht lange unbekannt bleiben, und dieser rieth ihm daher, um jene Geschenke nicht in fremde Hände kommen zu lassen — im Nothfalle lieber etwas Geld zu lehnen. Dieß fiel dem Prinzen ungewöhnlich auf. „Nein! antwortete er sehr bestimmt, borgen werde ich nichts, ich will mich lieber noch mehr einschrän-

ken"! — Der Prinz scheint überhaupt von Jugend an gegen Schmuck und Kleinodien, die sonst wohl an den Höfen einen besondern Werth haben, gleichgültig gewesen zu seyn. Man hat ihn davon nie mit Interesse reden gehört, und wenn er dergleichen Sachen an sich trug, oder verschenkte; so geschah es nicht sowohl aus Eitelkeit, als weil es die Etiquette und der alte Gebrauch so wollten, — und auch hier vermied er geflissentlich allen auffallenden Prunk, als etwas, das nur einen todten Werth habe, und besser angewandt werden könne. Der junge Prinz erhielt einst von seiner Frau Mutter eine kostbare Dose. Nicht lange darauf verkaufte er sie, zu einem nützlichern Zwecke, an einen Juden. Der Jude, welcher nicht wußte, daß dieß ein Geschenk der Herzoginn war, both sie ihr zum Verkaufe an. Die Herzoginn erstaunte, ihr Kleinod in solchen Händen zu sehen, kaufte die Dose wieder, und schenkte sie dem Prinzen zum zweytenmale, mit der Andeutung „daß er ihre Geschenke nicht wieder in Geld umsetzen möchte."

Von der liebenswürdigen Gutmüthigkeit des jungen Fürsten, — ein schöner und edler Zug dieses Hauses von den ältesten Zeiten her, — sind mehrere Anecdoten bekannt, wovon wir nur einiges (vielleicht manchem uninteressant scheinende) berühren wollen. — Er empfing von seinen Jugendfreunden nie auch das allerkleinste Geschenk, ohne den Wunsch, es erwiedern zu können, und hatte er dazu Gelegenheit; so that er dieß,

wie nachher in seinem größern Leben, jedesmal auf eine feine und anspruchlose Art. Man wußte es allgemein, daß die freundliche Methode, wie er andern Gefälligkeiten erwies, den Werth derselben außerordentlich erhöhete, und daß seine Liebenswürdigkeit in der Art des Gebens fast originel war. — Doch wir kommen zu seiner frühern Jugend zurück. — Einer seiner Pagen, der nachherige Geheime Rath von Praun, mit dem er oft zu spielen pflegte, wenn sein Hofmeister am L'hombre tische saß, hatte ihm ein kleines Schiff von Pappe mit Masten, Wimpeln und einer stattlichen Cajüte geschenkt. Das Schiff machte dem Prinzen eine unbeschreibliche Freude; aber er wollte auch seinen liebevollen Jugendfreund nicht bloß mit einem wörtlichen Danke belohnen. Die Cajüte war groß genug, um eine niedliche Dose von Achat in sich aufzunehmen, welche der Prinz unvermerkt hinein schob. „Wir wollen doch sehen, sagte er, was das Schiff geladen hat", zog die Dose hervor, und reichte sie mit der ihm eigenen zarten Gefälligkeit dem Edelknaben zum Geschenke hin.

Die Wißbegierde des jungen Prinzen war von seinem 7ten bis 8ten Jahre an fast ohne Grenzen, und er bestürmte seine Lehrer vom Morgen bis zum Abend mit seiner Menge Fragen, die sie unmöglich alle beantworten konnten. Diese lebendige Wißbegier des Kindes ist fast immer das Vorzeichen eines geistreichen Kopfs, welcher ungestüm seiner Entwickelung entgegen strebt,

und schon dann das Bedürfniß für Licht und Wahrheit zu empfinden anfängt. Sein Lehrer machte deßwegen sogar mit ihm einen gutmüthigen Vertrag: wenn und wie lange der Prinz seine Fragen einstellen, und ruhig dem Unterrichte zuhören sollte. Besonders verlangte er von seinem Lehrer immer von Neuem zu wissen: wie der Mensch entstehe? — eine Frage, die bey allen lebhaften Kindern mit der ersten Entwickelung der Vernunft, die nach der Ursache der Erscheinungen zu forschen anfängt, häufig angetroffen wird. Man hatte damals noch nicht die Freymüthigkeit der neuern Pädagogik angenommen, welche meint, oder wohl gar befiehlt: daß man der Jugend die Zeugung und Geburt des Menschen wie einen Catechismus erklären solle. Sein Lehrer fand zu dieser Offenbahrungsmethode keinen Beruf, und sagte einst dem Prinzen bey seinen wiederhohlten Fragen mit Ernst und Würde: „Kinder wären ein Geschenk des Himmels, und würden zum Besten der Menschheit vornehmlich gottesfürchtigen und tugendhaften Aeltern gegeben". Hiermit war vorläufig der kleine Vielfrager zufrieden. Aber die Beantwortung selbst hatte doch, wegen seines gutmüthigen Gefühls, eine sonderbare Wirkung auf ihn hervorgebracht. Er hatte einen alten braven Kammerdiener, dem er sehr wohlwollte, der aber in einer kinderlosen Ehe lebte. Der Prinz wurde auf einmal kalt und gleichgültig gegen diesen Menschen; er wollte sich kaum noch von ihm ankleiden lassen. Der

bestürzte Mann fragt ihn endlich mit Wehmuth: wodurch er diese Behandlung verdiene? Der Prinz fährt auf, und sagt: „Du bist kein guter Mensch, sonst hätte dir Gott Kinder geschenkt!“

Neben dieser lebendigen aber humanen Gemüthsart des Prinzen bildete sich zugleich sein Geist mit einer solchen Schnelligkeit aus, welche den Jahren des Jünglings voran eilte. In den Künsten körperlicher Uebungen, in der französischen Sprache u. s. w. brachte er es bald, nach den Zeugnissen seiner Lehrer, zur Fertigkeit, und es sind von seinem 10ten bis 12ten Jahre noch Handzeichnungen da, welche Fleiß und Geschmack verrathen. Ein ihm angebornes und leichtes Geschick, und sein wirklich erstaunliches Gedächtniß leisteten ihm hierbey überall getreue Hülfe. Seine Wißbegierde wurde durch die Ehrliebe unterstützt, — und so bildete er sich bey seinen vortreflichen Anlagen, zu einer Höhe der Kultur aus, die ihm, nach dem Zeugnisse Friedrichs des Großen, den ersten Rang unter den deutschen Fürsten gab. —

Ich erzähle hier wiederum vorzüglich nur das, was der selige Jerusalem seinen Freunden mehr als einmahl mündlich mitzutheilen die Güte hatte. — Von dem Augenblicke an, da die Neigung zur historischen Lectüre in dem Prinzen erwachte, las er uner-

müdet, oft bis in die Nacht hinein, geschichtliche Schriften, — und Geschichte war mehrere Jahre lang sein Lieblingsstudium. Er fühlte ein natürliches Bedürfniß der Ehrliebe, sich einst selbst in ihren Annalen auszuzeichnen, — und sie wurde seine Freundinn, weil ihn die Heroen seines Hauses selbst dazu aufforderten. In seinem 15ten bis 18ten Jahre hatte er die meisten griechischen und lateinischen Historiker in französischen Uebersetzungen gelesen. — Die Gemählde der alten und neuen Kriegshelden fesselten seine ganze Aufmerksamkeit. Vornemlich zog ihn die Geschichte des merkwürdigen Rückzuges der 1000 Griechen, unter dem heldenkühnen Xenophon, an, vielleicht schon darum, weil der junge Fürst in sich eine gewisse Aehnlichkeit mit jenem feingebildeten griechischen Feldherrn wahrnahm. — Fast eben so unermüdet las er die Memoiren der berühmten französischen Krieger, eines Türenne, Condé, Villars, u. s. w., und machte sich Auszüge aus denselben, vornemlich bey solchen Stellen, welche für den Vertheidigungskrieg, für eine bessere Tactik, und für die Umsichtskunst des Feldherrn belehrend waren. — Schon damahls lebte und webte er mit großer Vorliebe in dem Ideenkreise des Soldaten. Er suchte alle Kenner auf, mit welchen er sich hierüber mündlich oder schriftlich unterhalten konnte; er sprach von der Kriegswissenschaft selten ohne Enthusiasmus, und machte mit ihr bey dem kleinen Corps seines Herrn Vaters mehrere

Versuche, so viel es nemlich die Umstände erlaubten. Als man einst bey einem Exercice die Frage aufwarf: ob eine Anzahl in Reihe und Glied gestellter Soldaten lange in einer Linie fortschreiten könne? meinten einige Officiere, dieß sey nicht wohl möglich, weil schon der einzeln Gehende so leicht von der graden Linie abweiche. Andere sagten: daß sie mit verbundenen Augen auf dem schmalen trottoire, ohne es zu verfehlen, fortschreiten wollten. Der Prinz ließ sich zuerst die Augen verbinden, — und wiederholte den Versuch mehrere mahle; allein er streifte jedesmahl von der Linie ab, und trat nun der Meinung der erstern bey. Aber sein Geist war viel zu thätig und lebendig, als daß er sich bloß auf dieses Fach hätte einschränken sollen. Er forderte selbst in der Folge von einem jeden brauchbaren Officier einen großen Umfang von mancherley Kenntnissen. Er selbst hatte in seiner Jugend das Collegium Carolinum in Braunschweig besucht; er hatte angefangen, mit einem seiner Lehrer lateinische Autoren, besonders den Cäsar und Livius in der Originalsprache, zu lesen, und gestand nachher mehrmahls: „daß ihn jene auf die Schulstudien gewandte Zeit nie gereuen werde." Er übte sich fleißig in der Bildung eines veredelten deutschen Styls, wozu ihm vornehmlich die reine und edle Diction seines Lehrers Jerusalem, und die Lectüre der bessern deutschen Schriftsteller behülflich war, mit denen damahls auch die Mor-

genröthe einer schönern Sprache hervorging. — Wie gründlich und vortrefflich sein Religionsunterricht gewesen, siehet man noch aus Jerusalems Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion. Dadurch, daß Jerusalem ihm nicht bloß das alte Glaubenssystem in seiner gewöhnlichen Form vortrug, sondern hierbey das philosophirende Nachsinnen über religiöse Gegenstände zu wecken suchte; wollte er den Prinz in seinem größern Weltleben gegen die damahls aufstehende Freygeisterey sichern, welche seinen lebhaften Geist um so leichter einnehmen konnte, da sein großer Oheim an ihrer Spitze stand. Ein auf Vernunft gegründeter Glaube konnte das Gespött über alte Formen leicht ertragen, und man weiß, daß sich der Herzog sein ganzes Leben hindurch nicht in diesem Glauben irre machen ließ; man weiß, daß er an den, bey der Tafel Friedrichs des Großen herrschenden, Spöttereyen nie Theil nahm, sondern jedesmahl durch sein ernstes Stillschweigen zu erkennen gab, — wie er diese Dinge ansahe.

Der Herzog war in seiner ganzen Körperform kraftvoll und regelmäßig gebauet, womit er den bessern Anstand und eine aufrechte Haltung im Gehen und Reiten bis in sein tiefstes Alter vereinte. In seinem Aeußern hatte er ganz das Edle und Repräsentirende eines großen

Für-

Fürsten, und er wußte es überall mit Würde und Delicatesse zu zeigen *) ohne daß es in jene kalte und gezwungene Manier überging, die man sonst auch wohl hohen Anstand zu nennen pflegt. Seine Bewegungen waren leicht und gewandt, und die, welche ihn in frühern Jahren tanzen gesehen, versichern, daß er sich in dieser Kunst durch männliche Grazie und schöne Regelmäßigkeit vor allen andern ausgezeichnet habe. — Die fürstlichen Kinder bildeten damals überhaupt einen so liebenswürdigen jugendlichen Kreis, daß sie an den Hoffesten zum Entzücken aller Anwesenden wie ein lieblicher Blumengarten hervortraten, und eine blühende Familiengruppe bildeten, von welcher der selige Jerusalem noch in seinem Greisesalter jedesmal mit Enthusiasmus sprach.

Vornehmlich hatte die Natur dem Herzoge eine dauerhafte Organisation gegeben, und sein Körper besaß eine außerordentliche Fülle der Gesundheit und der Lebenskraft. Er stieg noch im 72sten Jahre die hohen Treppen zu seiner Wohnung im dritten Stocke mit großer Leichtigkeit, und zeigte in seinem Schritte keine Spur des langsamern Greisesalters. — Auch in diesen Jahren ertrug er noch Anstrengungen und beschwerliche Reisen, wie sie der kraftvolle Mann in frühern Zeiten

*) „Véritable Alcibiade, il aime les graces" u. s. w. sagt Mirabeau. Histoire secrette etc. pag. 19.

trägt. Bey solchen Gelegenheiten konnte er vom Morgen bis am Abend, und oft noch länger, ohne Speise und Trank zubringen, was sein viel jüngeres Gefolge kaum aushalten konnte. Seine letzte weite Reise nach Petersburg, in der ungünstigsten Jahrszeit im Anfange des Winters 1805, vollendete er, ohne angegriffen zu werden, fast mit der Schnelligkeit eines Couriers. Als man wegen dieser langen kalten Reise für seine Gesundheit besorgt war, sagte er scherzend: „ein junger Mann muß eine solche Kleinigkeit nicht achten.“ — Eben so froh gelaunt beschrieb er — in einem Briefe aus den russischen Schneefeldern — seinen Winteranzug, und die Eigenheiten einer nordischen Reise in dieser Jahrszeit. — Auch schrieb er noch bis an seinen Tod eine schöne und feste Hand, zwar mit einiger Langsamkeit, aber so rein, und man könnte sagen, so elegant, wie sie wenig Männer in diesem hohen Alter schreiben. — Bey der Section nach seinem Ableben fanden sich alle Theile seines Körpers und alle Lebensorgane, — die unglücklich verwundeten Augen ausgenommen, — in einem so gesunden Zustande, daß dieser würdige Greis ohne seine Verwundung ein noch viel höheres Lebensalter hätte erreichen können.

Diesen Gesundheitszustand hatte der Herzog durch seine Abneigung gegen eine weichliche Lebensart erhalten und befördert. Er hatte sich seit dem siebenjährigen Kriege, nach dem Beyspiele seines großen

Oheims, an alle Beschwerlichkeiten des Militairdienstes und des Soldatenlebens gewöhnt; er hatte oft viele Nächte hindurch auf der Erde, in seinen Mantel gehüllt, geschlafen; hatte sich oft mit der harten Kost des gemeinen Soldaten begnügt, und hatte bey dem unglücklichen und höchst beschwerlichen Rückzuge aus der Champagne seine nassen Kleider viele Nächte und Tage lang nicht abgelegt. Einer seiner Begleiter schrieb im Anfange des Jahrs 1794 aus Oppenheim, nach dem unseligen Rückzuge der Oestreicher bey Bergzabern, wodurch alle bisher so mühsam errungene Vortheile der deutschen Armeen wieder hingegeben wurden: „man kann sich von den Anstrengungen unseres Herzogs in diesen unglücklichen Tagen kaum eine Vorstellung machen; er hatte in 13 Tagen kein Kleid, kein Hemd gewechselt; er hatte sich nicht die Zeit genommen, sich rasiren zu lassen, und war einen halben Monath lang in keinem Bette gewesen; Tag und Nacht auf dem Pferde, bey unfreundlichem Wetter, — dreymal in Gefahr, von den französischen Chasseuren gefangen zu werden, hat er alles angewandt, mit dem Degen in der Faust, die weichenden Oestreicher zum Stehen zu bringen; aber vergeblich! Es ist ein Wunder, daß er bey solchen Anstrengungen, und bey einem nicht zu berechnenden Verdrusse in seinem Innern, — nicht unterlag". Alle diese Fatiguen ertrug er ohne zu klagen, weil seine eiserne Gesundheit dadurch wenig angegriffen

2..

wurde. Erst in spätern Zeiten fing er an, sich ein wenig warm zu kleiden; aber ohne den Körper dadurch zu verwöhnen, da er ohne Mantel oder Ueberrock, und nur mit der leichten Uniform bekleidet, stundenlang Winterkälte und Regenwetter vertragen konnte. Er sah sehr darauf, daß seine Kinder nicht verzärtelt wurden, und als er die Schwächen des Alters zu fühlen anfing, suchte er sich dieß selbst mit männlicher Kraft zu verbergen, und sagte mehrmals: „man muß sich nur im Alter nicht gehen lassen, sondern sich ihm durch Entschlossenheit und Thätigkeit widersetzen". Er sprach auch mit alten Männern gern, welche mit ihm in dieser Lebenskraft und gleichsam in diesem Lebensmuthe gleichen Schritt hielten, und scherzte oft mit ihnen, indem er seine und ihre Jahre zusammen rechnete, und große Summen heraus brachte. Durch alle diese Ideen glaubte er sich oft stärker zu fühlen, als er es wirklich war; — indeß hatte diese kleine Selbsttäuschung das Gute, daß er bis an seinen Tod nie in seiner Thätigkeit nachließ, sondern sogar immer noch mit einem gewissen Frohsinne fortarbeitete, und selbst am Abende seines Lebens der Gewohnheit zu arbeiten treu blieb.

Auch waren alle seine Sinne und Organe scharf und gesund. — Der Ausdruck seiner Sprache war männlich, kräftig und accentreich, wenn er auch nicht mit seiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit sprach. Man hörte ihn daher gern reden, um so viel mehr, da diese sonore

Sprache durch den Reichthum seiner Erfahrungen die Aufmerksamkeit fesselte. Man wird wenig große Herren finden, welche diese reine, gerundete und deutliche Diction so kräftig und wohlklingend hören lassen, da das Undeutlichreden in den höhern Ständen so häufig bemerkt wird. — Bey der Lebhaftigkeit des Affects wurde die Sprache des Herzogs sehr volltönend, und verlor dann, wie es bey Gemüthserschütterungen gewöhnlich ist, ihren sonoren Einklang; jedoch wußte er sie oft selbst in der Eilfertigkeit des Affects anzuhalten, und zu bezügeln. Gewöhnlich war seine Sprache auch in ihrer Biegsamkeit ernst und gesetzt. Er gab sich, wie es auch Mirabeau bemerkt hat, *) Mühe, nicht nur die Worte selbst gut und schön auszudrucken, sondern auch seinen Phrasen eine gewisse Zierlichkeit und Ründung zu geben. Bey längern Reden declamirte er wirklich mit großer Eindringlichkeit, selbst wenn er seinen Kindern Vermahnungen gab, und Lebensregeln vorschrieb, — und unter seinen fast unzähligen Briefen waren Meisterstücke der Schreibart, und der epistolarischen Kunst vorhanden.

Sein Auge reichte sehr weit, und war voll Feuer und Kraft, so daß furchtsame Leute kaum hineinzuschauen wagten. Sein Blick hatte im Zorn etwas Erschütterndes, aber auch in der guten Laune etwas sehr Gütiges

---

*) „il parle avec précision et même élégance; mais il cherche un peu à parler ainsi".

und Freundliches, wodurch er so leicht aller Herzen gewinnen konnte. Bis in sein spätes Alter blieb ihm sein scharfsehendes Auge getreu; jedoch bediente er sich in den letzten Jahren beym Lesen und Schreiben einer Brille. — Sein Gehör war sehr leise und fein, und er hatte es durch sein großes Talent zur Musik, wovon ich unten reden werde, noch mehr ausgebildet. — Es ist merkwürdig, daß dieses subtile Gehör auch auf seine Kinder übergegangen ist. — Sein Geschmack und Geruch scheinen die wenigste Reizbarkeit zu haben. Er war daher leicht mit allen Arten von Speisen zufrieden, und die Freuden der Tafel waren ihm gewissermaßen gleichgültig; selbst noch im höhern Alter, wo die Neigung dazu gewöhnlich größer wird. Man könnte sagen, daß er die Lebensbedürfnisse wie ein Stoiker genossen, indem er sie nur als Mittel der Erhaltung gebrauchte, und alles Uebermaß in ihrem Genusse vermied. Gewöhnlich trank er bey Tafel nur einige Gläser Wein mit Wasser vermischt. In seinen frühern Jahren war Milch sein liebstes Getränk. Hiervon genoß er bisweilen etwas zu viel, und war daher öftern Coliken unterworfen. Von diesen Beschwerden wurde er nicht selten bey dem Exerciren befallen, und bediente sich hierbey dann mehrmals zur Milderung seiner Schmerzen eines ganz eigenen Mittels, — indem er seinen ihn begleitenden Hund sich fest an den Leib drückte, und durch diese Erwärmung oft das Uebel hob. Vielleicht hat dieser Umstand

seine Liebe für die Hunde noch mehr geweckt, die er, nebst so vielen andern Eigenheiten, mit Friedrich dem Großen gemein hatte.

Sein ganzes Gefühl war sehr reitzbar und empfänglich, ob er gleich einen hohen Grad des Schmerzes tragen konnte, wie er dieß in seinen Krankheiten, und noch in den letzten höchst traurigen Tagen seines Lebens bewies. Seine gewöhnliche Ungeduld bey Krankheiten rührte auch eigentlich nicht daher, daß der Schmerz ihn übermannte, sondern weil ihn dann die lange Weile drückte, die ein so thätiger Geist unmöglich lange ertragen konnte. — Er verrieht diese Ungeduld besonders auch seinen Aerzten, und wollte oft die ihm vorgeschriebenen Heilmittel durchaus nicht gebrauchen, so daß ihn hierzu jene bisweilen durch eine imponirende Freymüthigkeit und Widersetzlichkeit zwingen mußten. In solchen unruhigen Momenten wußte sein alter würdiger Leibarzt Brückmann am besten auf ihn zu wirken, und den Unmuth seines Fürsten durch ernste Maximen zu beruhigen. Als der Herzog im Jahre 1796 zu Minden, als oberster Feldherr des damaligen großen Observationscorps, sehr krank danieder lag, beunruhigte ihn dieser Zufall wegen der dringenden Zeitumstände in einem so hohen Grade, daß eben durch diese Gemüthsunruhe die Krankheit nur noch bedenklicher wurde. — Der Herzog selbst glaubte nicht mehr an seine Rettung; aber sein alter Arzt sagte ihm, nach seiner festen und

entschlossenen Weise, „es gezieme dem Kranken nicht, hierüber zu entscheiden, so lange der Arzt, wie im jetzigen Falle, selbst noch Hoffnung habe". Der Herzog wurde nach dieser ernsten Anrede viel ruhiger, und die gefährliche Leberkrankheit nahm nun auch selbst bald eine glücklichere Wendung. Die Dankbarkeit des Vaterlandes schenkte dem Retter seines Fürsten eine Medaille, worauf das Bild des verdienstvollen Arztes und auf der andern Seite die Hygea mit der Umschrift abgebildet war: „quod patrem reddidit patriae".

Alle Bildnisse dieses Herrn aus seinen frühern Jahren zeigen uns ihn als einen sehr wohl gebildeten Mann, und noch am Abend seines Lebens war er ein schöner Alter. Das Leben und die Kraft, welches in seiner ganzen Physiognomie herrschte, hat ihn nie verlassen, ob ihn gleich die Zeichner und Mahler grade hierin mehrmals verfehlten. Das Gemählde von dem berühmten Graff, welches sich in dem Palais des Prinzen Heinrich von Preußen zu Reinsberg befand, und wonach der meisterhafte Kupferstich von Kohl gemacht wurde, ist das sprechendste aus jener Zeit. Der Herzog scheint dieß Gemählde selbst allen übrigen vorgezogen zu haben, da es so ganz die Würde und den Ernst ausspricht, wodurch sich der Feldherr in seinem Aeußern ankündigen muß. Nur ist in eben diesem Portraite

das Auge wohl etwas zu stark hervorstrahlend, wie in allen Gemählden Friedrichs des Großen, abgebildet worden. Das schöne Bild von Ziesenitz wollte dem Herzoge nie recht gefallen, weil das Gesicht zwar männliche Schönheit, aber durchaus nicht die Kraft und den Geist des Kriegers verrieth, sondern zu sehr in das Gefällige und Manirirte überging.

Es ist noch ein anderes Gemählde von ihm in bürgerlicher Kleidung, ohne alle Ordenszeichen, vorhanden, welches wir unter der zahllosen Menge seiner Portraite auszeichnen wollen. Wer nicht auf die Physiognomie desselben achtet, erkennet den Herzog kaum in dieser fremden Kleidung, obgleich der so ganz individuelle Blick seines Auges darin unverkennbar ist. Der Herzog, als damaliger Erbprinz, trägt ein weißliches Civilkleid, eine schwarze Soubise, rothe Weste und schwarze Beinkleider. So trug er sich meistentheils in Italien, wenn er Gesellschaften besuchte, und mit dem berühmten Winkelmann in Rom seine antiquarischen Wanderungen machte. Eigentlich hatte ihn Winkelmann gebeten, jenen Anzug bey ihren Spatziergängen zwischen den alten Denkmählern Roms anzulegen, um nicht als Fürst erkannt zu werden, weil er augenblicklich von gemeinen und vornehmen Bettlern aller Art umringt wurde, wenn er sich als Prinz zeigte. Der berühmte Battoni soll ihn gleichfalls in Italien gemahlt haben. Ich weiß nicht, ob dieses Gemählde

in Antoinettenruh vielleicht eine Copie von der Originalarbeit jenes großen Meisters ist.

Der Herzog hatte dieß mit Friedrich dem Großen gemein, daß er sich sehr ungern abbilden ließ, und den Mahlern nur ein paar Mahl bey außerordentlichen Gelegenheiten sitzen wollte. Alles dieß war ihm viel zu langweilig, und könnte einem großen Manne irgend etwas die Kunst des Portraitirens verleiden; so müßte es der Unfug schlechter Copien seyn, von denen immer wieder noch schlechtere Copien gemacht werden. Schon als Erbprinz verbat sich der Herzog den Verkauf seiner Büste auf dem Porcelanlager zu Braunschweig, weil sie seinem Geschmacke entgegen war, und sah es sehr ungern, daß eine solche an einen englischen General verkauft wurde. Nur auf seinen ausdrücklichen Befehl durften nachher nur noch einige an durchreisende Fürsten, wie z. B. an den Herzog von Curland, verabfolgt werden. Aber bald darauf ließ er die sämmtlichen Vorräthe seiner Büsten sogar sorgfältig versiegeln. So blieben sie bis 1802 unangerührt in der Porcelanhandlung stehen, da sie dann auf das Schloß gebracht und von ihm selbst vertilgt wurden. Es schien ihm nicht würdig genug, daß diese Büsten für seine Rechnung verkauft werden sollten, dagegen den übrigen Gypsfabrikanten dieser Handel erlaubt war.

Eben so abgeneigt war der Herzog gegen den Abdruck seines Bildnisses auf Dosen und Münzen, und

man hat ihn nie bereden können, seine Meinung hierin zu ändern. Beym Antritte seiner Regierung ließ er zwar durch den damahls lebenden sehr geschickten braunschweigischen Graveur, Krull, sein Bildniß auf einem Stempel, im Format eines 2 Guldenstücks, fertigen. Allein es sind davon nur wenige Exemplare abgeprägt, und keins in Umlauf gebracht worden. Auf höhern Befehl wurden sie nebst dem Stempel in der Münze versiegelt, und die erstern 1804 von dem Herzoge selbst zurückgenommen. Der Kopf war im antiquen römischen Geschmack, ohne alle Verzierungen, meisterhaft gezeichnet, und man hätte ihn mit Recht unter die schönsten Formen aller Münzköpfe setzen dürfen, wenn der Künstler den Stempel etwas tiefer eingegraben hätte. Auch ist die Aehnlichkeit mit dem Originale wirklich so sprechend, als sie sich nur irgend in einem Stempelprofile erreichen läßt. Da die wahre und edle Zeichnung des Kopfs dem Herzoge nicht mißfallen konnte; so muß er andere Gründe gehabt haben warum er diesen schönen Abdruck auf Münzen verboth. Er betrachtete überhaupt alle dergleichen Ausstellungen als etwas Kleinliches und Unnützes, worüber das Publikum nur seine Anmerkungen zu machen pflege, und ließ sogar die Silhouetten seiner Anverwandten aus dem Porcelanlager verweisen. Vielleicht war ihm auch wohl jener Kopf etwas zu alt abgebildet, oder die Nase etwas zu groß im Profile

gerathen, wie er dieß oft an den Brustbildern seines Vaters tadelte; — genug, er wollte das Gepräge seines Bildes nie, und konnte unwillig werden, wenn man ihn darum bath. „Wenn man wüßte, sagte er einst mit welchen schimpflichen Nahmen das Gepräge der Fürsten oft von den verlierenden Spielern beehrt und gemißhandelt wird; so würde man nicht weiter in mich dringen.“

II.

Schon aus dem wenigen bisher Gesagten erhellet, daß dieser Fürst ein sehr feuriges, kraftvolles und lebendiges Gemüth, als ein Geschenk der Natur, besaß. Ein würdiger Mann, der ihn lange und in der Nähe beobachtet hatte, sagte mit Recht von ihm: „daß sein Geist und Gemüth eigentlich nie geruhet habe, sondern in rastloser Bewegung gewesen sey." Diese ursprüngliche Lebendigkeit seines Naturells drückte sich schon in seiner sprechenden und mobilen Physiognomie, und in dem beobachtenden Auge aus, dem nicht leicht etwas entging, und womit er gleichsam in die Seelen der Menschen hineinblickte. — Alle neue Eindrücke, alles Auffallende und oft selbst ganz gewöhnliche Erscheinungen regten eine Menge Ideen in ihm auf, und setzten sein Gemüth in Bewegung, wobey andere vielleicht nichts empfanden, und ihm deßhalb eine zu große Leidenschaftlichkeit zuschrieben. Diese letztere war nicht bloß eine Folge seines Naturells, sondern entstand auch mit daher, weil sein lebendiges Ehrgefühl so leicht gereizt wurde, und weil er sich selbst sehr oft eine Verantwortlichkeit in Absicht solcher Dinge vorschrieb, die sich nicht ändern ließen. Diese Denkweise, und

diese edle Unruhe, alles recht gemacht zu sehen, die aus seiner großen Ordnungsliebe hervorging, begleitete ihn bis an seinen Tod, und war ihm zur andern Natur geworden.

Sein militärisch-systematischer Geist hatte ihn überdiß nach und nach an eine sehr strenge Regelmäßigkeit und Schnelligkeit der Geschäfte gewöhnt, und diesen tactischen Geist verlangte er auch in dem Gange des bürgerlichen Lebens. — Da aber dieser Gang so wenig, wenigstens nicht im Allgemeinen, jene militärische Ordnungsstrenge verträgt, und hierbey überall Ausnahmen geduldet werden müssen; so glaubte der Herzog in den Civilgeschäften so leicht Stockungen, deutsche Langsamkeit und gewissenlose Arbeiter zu erblicken, — und dieser Ansicht der Dinge verdankte er gewiß die meisten unruhigen Stunden seines Lebens. Da ihm sein eigener Diensteifer in allen seinen Geschäften so viel werth war; so sollte sich auch alles um ihn her in lebendiger Thätigkeit bewegen. Er wollte gern alles bald vollendet sehen, um etwas Neues anfangen zu können, und diese Neigung zum Wechsel und zur Beschleunigung alles Angefangenen hatte er mit allen lebhaften Köpfen gemein. Eben dieser Geist der Thätigkeit trieb ihn dann auch oft in eine Geschäftigkeit hinein, die er andern überlassen konnte, da sie für seine große Seele zu unwichtig war. Er wollte das schöne Ganze seiner Regierung nicht bloß übersehen, sondern auch, wie der

Geschäftsmann, in die Einzelnheiten derselben überall eindringen, und hiervon pünctlich unterrichtet seyn. Hierdurch verleidete er sich wiederum so manche Lebensstunde, weil er durch eben jenes Hineingehen in das Einzelne mit einer Menge kleiner Mißverhältnisse und kleinlicher Menschen bekannt wurde, die nur seinen Unwillen, weil sie den höhern Sinn des Regenten nicht reizen mußten, zu fassen schienen. — Am lebhaftesten wurde das Gemüth des Herzogs dadurch aufgereizt, wenn ihm etwas überraschend von einer schlimmen Seite vorgetragen wurde. Dann entschied der große Mann bisweilen zu schnell, und der zuerst kommende Erzähler erreichte vielleicht seine nicht edle Absicht. — Die ersten Eindrücke waren auch bey ihm, wie bey allen sehr empfänglichen Geistern, gemeiniglich die stärksten, und die Art und Weise, wie ihm etwas zuerst vorgetragen wurde; determinirte seinen Willen und seine Meinungen oft auf lange Zeit hinaus, — und oft zu seinem eigenen Mißbehagen.

Aber man weiß auch tausend Beyspiele, daß der Herzog seinen gereizten Affect mit großer Resignation und edler Humanität zu mäßigen wußte. Man sahe sehr oft seine lebhafte Empfindlichkeit in sanftere Gefühle übergeben, und ihn mit Leuten auf die gefälligste Art reden, die er kurz vorher durch seinen Unwillen erschüttert hatte. Wenn man ihm bey seiner Heftigkeit nur nicht widersprach, und eine gewisse Peinlichkeit des

Vortrags vermied; so legte sich sein Affect oft so schnell, als er entstanden war, — und in diesem Uebergange des Zorns zu seiner ihm so natürlichen Menschengüte konnte er unbeschreiblich liebenswürdig werden. Man muß den ruhiger gewordenen Fürsten nach seinen unwilligen Momenten selbst gesehen, man mußte ihn gehört haben, wenn er bisweilen, die Heftigkeit seines Temperaments selbst anklagte, — um ihn noch im Tode als einen der menschlichsten Fürsten zu lieben. Es sind Beyspiele vorhanden, wo der Herzog Leuten, die er zu hart angeredet zu haben glaubte, einen Besuch machte, und, ohne des Vorgefallenen zu erwähnen, sich mit ihnen voll Vertraulichkeit unterhielt; andere Beyspiele, wo er die Wünsche derer, die sich gedrückt fühlten, doppelt erfüllte, wo er Menschen, die seinen Zorn gereizt hatten, mit edler Großmuth verzieh. — Er hatte oft die gerechteste Ursache, Menschen, die ihn hämisch und öffentlich, oder wohl gar in anonymen Briefen tadelten, zu bestrafen, da er die Verfasser kannte, allein sie gingen ungestraft vor seinen Augen umher, ob er sich gleich vielleicht darin irrte, „daß sich solche Menschen durch Nachsicht bessern ließen.“

Ich muß hier aus Garves vortreflichen Fragmenten über Friedrich den Großen eine Stelle anführen, die sich so ganz auf den Herzog anwenden läßt, und die große Aehnlichkeit zwischen beyder Characteren beweist. — „Friedrichs Gelindigkeit, sagt Garve, war

auf

auf seine Macht gegründet, und auf die vollkommene Sicherheit, die er besaß, daß weder spöttischer noch unbilliger Tadel seinem Ansehen bey seinen Unterthanen schaden könne. Er war nicht gleichgültig gegen die Meinung der Welt, oder gegen die mündlichen und schriftlichen Aeußerungen der Personen von Gewicht. Er ließ sich auch wohl herab, Kundschaft darüber einzuziehen; und war gemeiniglich von dem Tadel oder der Unzufriedenheit, die irgendwo gegen ihn laut wurden, sehr wohl unterrichtet. Aber er änderte schwerlich je etwas in seiner Aufführung um der nachtheiligen Urtheile willen, die davon im Publikum waren gefället worden. Er veränderte auch oft sein Betragen gegen diejenigen nicht im geringsten, von welchen solche Urtheile herrührten. — Auch war es nicht bloß die Gewißheit von der Ohnmacht seiner Tadler, die ihn gegen die Angriffe seiner Ehre gleichgültig machte, es war auch die Ueberzeugung von der Richtigkeit seiner Maßregeln, — es war die sichere Hoffnung, daß er, trotz der ausbrechenden Unzufriedenheit einiger, doch von dem größten Theile seiner Unterthanen geliebt sey, oder am Ende ihren Beyfall erhalten werde." Erster Theil. S. 92. u. f.

Indeß ist es auch gewiß, daß der Herzog die Empfindlichkeit über seine oft so ungerechten Tadler, so wenig wie Friedrich der Große, unterdrücken konnte, und wie ließe sich so etwas bey solchen Charakteren,

und überhaupt schon bey jedem Rechtschaffenen, dessen Verdienste so verkannt werden, auch nur denken! Während der Herzog sein Land auf eine so ehrenvolle Art glücklich gemacht hatte, und fast alle Einrichtungen, nach dem Zeugnisse der größten Staatsmänner, für die Güte seines Systems sprachen — wußte er es selbst recht gut, daß Undankbarkeit, besonders in den höhern Ständen, gewöhnlich des Fürsten Lohn sey. Er hatte hiervon so unangenehme, seine Ehrliebe so beleidigende, Erfahrungen gemacht, und er glaubte endlich so wenige Aufrichtigkeit um sich her zu erblicken, daß er bisweilen sogar die Dankbarkeit der Menschen und seiner Unterthanen im Allgemeinen zu bezweifeln anfing. — Als einst die Rede davon war, daß er bey den neuern Umwälzungen der Staaten sein Land werde vertauschen müssen, suchte man ihm in einer eindringlichen vaterländischen Schrift sein Hierbleiben als das höchste Glück seiner Unterthanen darzustellen. Der Herzog empfing diese Schrift nicht mit der gewünschten Wärme. „Es ist den Leuten wohl einerley, sagte er, wer hier regiert; — einerley ob ich weggehe oder nicht, wenn ihnen der künftige Regent nur nicht die Accise erhöht!“ — Doch dieß waren nur einzelne Momente des Unmuths, die der schwankende Zeitgeist hervorbrachte. In andern Augenblicken fühlte er es doch sehr lebhaft, von seinen Unterthanen geliebt zu werden, — ob er gleich wohl

das meiste — mehr aus dem Gefühle der Pflicht, als um jener Liebe willen zum Glücke seines Landes thun mochte. Diese Ansicht müßte als eine gesetzliche Form alle Regierungen leiten, weil der Regent, bey der strengen Beobachtung des Gesetzes, sich nie eine allgemeine Liebe versprechen kann, und ein allgemeingeliebter Regent nie existirt hat.

Unter so vielen Beyspielen, wo der gereizte Affect dieses vielseitigen Geistes bald darauf wieder zur Freundlichkeit seiner Natur überging, will ich nur noch Einiges nachholen. Einer seiner vorzüglichern Musiker, den er sonst ehrte, war von dessen Obern, einer kleinen Widersetzlichkeit wegen, bey dem Herzoge verklagt worden. — Dieß war ein Fall, wo er so leicht gereizt wurde, wenn von einem Fehler der Subordination die Rede war, — also wiederum jene obengenannte tactische Pünctlichkeit! Der Herzog wurde auch hier durch den ersten Erzähler, der das Prävenire zu spielen wußte, so aufgebracht, daß er den Musiker bedrohen ließ, sich nicht wieder vor ihm sehen zu lassen. Allein dieser verlangte dringend, den Herzog zu sprechen; dieß schlug der Regent auch dem geringsten seiner Unterthanen selten ab. Der Künstler vertheidigte sich gegen seinen hohen Ankläger als ein schuldloser Mann, und selbst mit einer nicht ganz geziemenden Heftigkeit, und bath seinen Fürsten eben so unerschrocken um die Zurücknahme seiner harten Ausdrücke. — „Nun, sagte der Her-

zog mit großer Güte, man muß ja auch diese Ausdrücke nicht für Glaubensartikel nehmen; es sey alles vergessen."

Bey jener großen Lebendigkeit und Energie des Temperaments, war es doch wiederum etwas ganz Eigenes, daß dieser unternehmende Geist leicht von Bedenklichkeiten, und von einer Menge Umsichten beherrscht wurde, die sich bisweilen sogar auf sehr unbedeutende Dinge erstreckten. Bey oft sehr leicht zu beantwortenden Fragen: ob etwas heute oder morgen geschehen, gekauft, verabredet, eingeleitet werden sollte? verschob er die Ausführung, ohne daß man hiervon einen andern Grund, als eine gewisse Bedächtlichkeit anzugeben wußte. — Selbst, wenn überwiegende Gründe eine schnelle Ausführung der Sache forderten, schien er sich bisweilen eine ihm sonst ganz ungewöhnliche Verzögerung vorzuschreiben. — Er hatte sich bey seinem, in zahllose Verhältnisse verwickelten, Leben, bey seinen Regierungsgeschäften, bey seiner Thätigkeit in einem fremden Militärdienste, und der dort herrschenden Cabalen — so sehr an das Berücksichtigen gewöhnt, daß er endlich fast nichts mehr ausführte, ohne sich jedesmahl zu fragen: was wird die Welt, was werden die und die Menschen, was werden jene Querköpfe, oder jene Tadler alles Guten hierzu sagen? — Die unermeßliche Menge von Erfahrungen, welche er unter den verschiedenartigsten Menschen gemacht hatte, und die sein Gedächtniß so treu aufbewahrte, hatte

ihn schon früh, wie er es einmahl nannte, an ein Calculiren der Erfolge gewöhnt. — Und da er in einem zweyfachen Verhältnisse, in der Abhängigkeit von dem preußischen Dienste, worauf er einen großen Werth legte — und in der Unabhängigkeit als Landesherr lebte; so schien ihm sein sonst so fester und bestimmter Charakter bisweilen etwas Schwankendes im öffentlichen Leben angenommen zu haben, worüber er sich mehrmahls selbst entschuldigte. Unstreitig wurde durch das Große der preußischen Armee, an deren Spitze sein Nahme glänzte, — und durch das für seinen Geist vielleicht zu kleine Land — die Energie seines Wirkens gleichsam in zwey Hälften getheilt, so daß eben durch diese große Verschiedenheit fremder und eigener Geschäfte, in welchen beyden er vorzüglich seyn wollte, — sein Hang zur Präcaution nur noch vermehrt werden mußte. Dahin kommen fast alle Menschen, die außerordentliche und — trübe Erfahrungen gemacht haben, — daß, wenn sie mit großer Kühnheit ihre Laufbahn begannen, sie aus Argwohn gegen ein blindes Geschick und gegen verkehrte Menschen — mit Bedenklichkeiten endigen, ohne daß hierdurch ihre Originalität und ihre Verdienste untergehen.

Ferner hat es gewiß wenige Fürsten gegeben, die den alltäglichen und gewöhnlichen Vergnügungen so

wenig ergeben waren, als der Herzog, so reizbar auch sonst sein Temperament sich zeigte. Auch schon in dem aufglühenden Jünglingsalter beobachtete er einen gewissen Anstand und eine decente Heimlichkeit seiner frohen Stunden, die seine hohe Achtung für das Geziemende verrieth. Auch hat er nie die Tafel in dem Grade geliebt, wie es noch damahls unter den deutschen Fürsten Sitte war. — Er war gleichgültig gegen die Jagd, und begleitete hierzu seinen Herrn Vater in den frühern Jahren ungern nach dem Harze. Er war gleichgültig gegen das Landleben, und besuchte seine Landschlösser nur dann, wenn es die Zeitumstände erforderten. Auf die fürstlichen Gärten, auf neue Anlagen, auf Treibhäuser, worauf Friedrich der Große so erstaunliche Summen verwandte, wurde hier fast nichts bewilligt. — Die Gleichgültigkeit des Herzogs gegen das schöne Landleben ist wieder etwas Eigenthümliches in seiner Denkungsart. Selbst trefliche landschaftliche Gemählde schienen ihn wenig zu interessiren, ob er gleich auf seinen Reisen gern da verweilte, wo sich die Natur in ihrer verherrlichten Schönheit zeigte. — Der Mensch scheint ihm in allen seinen Anschauungen die interessanteste gewesen zu seyn. —

Die übrigen sogenannten Ergetzlichkeiten des Hofes haben den Herzog nie sehr gereizt. Er spielte nur dann, wenn es die Umstände nothwendig machten; er suchte sich aus den langweiligen Hofzirkeln so bald als mög-

lich zu entfernen; er erschien oft nur da, weil man ihn erwartete. Schach spielte er am liebsten, weil dieses Spiel so ganz seinem Ernste entsprach; aber nie hat er ein Spiel leidenschaftlich geliebt, — als eine Zeitlang die Musik. — Diese Gleichgültigkeit gegen die langweiligen Freuden der Höfe entstande eben daher, weil sie seinen feurigen Geist nicht beschäftigen konnten, und weil ihn nichts besonders interessirte, wenn es nicht ruhmwürdig war. Er konnte sich deshalb auch oft sehr hart gegen die Vergnügungslust der neuern Zeiten ausdrücken, und kannte diejenigen Leute in seinem Staate recht gut, die dem fröhlichen Leben nachhingen. — Am wenigsten verzieh er aber dieß seinen Officieren. — Ueber die Gleichgültigkeit dieses Herrn gegen die öffentlichen Vergnügungen des vornehmen Lebens ist eine Anecdote vorhanden, die ich hier nachholen will. Als im 7jährigen Kriege der nachherige hannöverische Feldmarschal von Rheden in Militairangelegenheiten nach London geschickt wurde, — unterhielt sich der König Georg II. mit ihm auch besonders über den damahligen Erbprinzen von Braunschweig. Auch in England bewunderte man diesen jungen Helden als eine seltene Erscheinung des Jahrhunderts. Die Proben seines Muths, seiner Geistesgegenwart und seiner großen Kriegskenntnisse in so frühen Jahren, erregten eine allgemeine Aufmerksamkeit und Bewunderung. Der König fragte Rheden, welches wohl die

Lieblingsneigung des jungen Fürsten sey? „Er ist, war die Antwort, leidenschaftlich Soldat, und er erfüllt diesen seinen Beruf mit einem Enthusiasmus und einer Rastlosigkeit, und mit Kenntnissen, die uns in Erstaunen setzen, und die zu den größten Erwartungen berechtigen". — „Aber auch der Soldat, fuhr der König fort, pflegt eine gewisse Favoritleidenschaft zu haben". — Liebt der Prinz vielleicht das Spiel"? „Ihm ist nichts gleichgültiger, als eine Karte" erwiederte Rheden. „Ist er ein Freund von der Jagd"? „Auch dieß nicht. — „Liebt er etwa den Wein"? fragte ihn der König weiter. — „Man kann hierin nicht mäßiger seyn" antwortete Rheden, als es der Erbprinz ist. — „Nun, was liebt er denn"? fragte Georg mit seiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit, „ein so feuriger junger Mann muß durchaus etwas lieben". „Wenn der Prinz, so endigte Rheden, außer seiner Liebe für die Kriegskunst noch eine andere Lieblingsneigung für irgend etwas empfindet; so ist es seine Wärme für das schöne Geschlecht". Der König lächelte, und sagte: „nun, das ist ein Charakterzug aller Prinzen meines Hauses gewesen".

Mit dem Temperamente des Herzogs, wovon wir bisher gehandelt haben, steht der lebendige Thätigkeitstrieb desselben in unmittelbarer Verbindung. Wir haben schon oben gehört, daß sein Geist stets be-

schäftigt war. Daher entstand seine große Abneigung gegen den Müßiggang und die Müßiggänger, wie auch schon gegen langsame Arbeiter. Man hat Beyspiele, daß dergleichen Leute, welchen er sonst sehr wohl wollte, seine ganze Gunst verloren, und daß er dagegen schnellen Arbeitern große Fehler verzeihen konnte. — Gleich nach dem Antritte seiner Regierung nahmen alle Staatsgeschäfte einen lebendigern Gang, als vorher, und unter andern Talenten, die er an seinem verdienstvollen Minister Feronce und dem würdigen Präfecten Fenneberg schätzte, war ihm vornehmlich die unermüdete Thätigkeit derselben willkommen. Der Herzog leuchtete in seiner eigenen Arbeitsamkeit allen seinen Geschäftsleuten, als ein Muster vor, und er war hierin, im bessern Sinne des Worts, der Mann nach der Uhr. — Seine Arbeitsstunden hatten ihre bestimmte Folge, und man muß es zu seinem großen Ruhme sagen, daß er mit der Zeit geizte, während sie so viele Große müßig verschwenden. Er stand, wenn ihn nicht militairische Geschäfte nöthigten, gewöhniglich nicht sehr früh auf, — dagegen arbeitete er an seinem Schreibtische oft bis in die späteste Nacht hienein, mit der Anstrengung eines Geschäftsmannes oder Gelehrten. Er hat unzählige Briefe geschrieben. Er laß oft selbst voluminöse, trockne und schlecht geschriebene Acten mit seltener Ausdauer durch, und arbeitete eigenhändig umständliche Berichte und Bescheide aus, die sonst wohl an-

dere Fürsten machen lassen. Er hatte sich eine genaue Kenntniß fast von allen noch so kleinen Angelegenheiten seines Staats erworben; er war von den Verhältnissen der Pachtungen und Pächter, von dem Zustande der Prozesse, der Justiz und Polizey, der Kirchensachen und Stiftungen sehr genau unterrichtet, und sein leichter Ueberblick kam den Geschäftsmännern oft zu ihrem großen Erstaunen entgegen.

Man sah ihn nicht selten bey dringenden Umständen mit den Secretairen wie ein Secretair arbeiten, selbst Auszüge und Copien machen, und ihnen im Abschreiben und Aufsuchen der Papiere helfen, — und er war gewöhnlich froh gelaunt, wenn nur die Arbeiten einen raschen Gang nahmen. Hierher gehört folgende Anecdote. — Sein Cabinetssecretair Petersen, ein Mann, welcher mit großer Leichtigkeit und einer vorzüglichen Geschäftkunde als ein geistvoller Kopf arbeitete, hatte einst eine wichtige Schrift, die ihm der Herzog diktirte fast vollendet, als er in der Eile, statt des Sandes, das Tintefaß ergriff, und das Papier damit ganz übergoß. Die Schrift sollte eiligst versandt werden, und noch andere Papiere lagen zu schnellen Ausfertigungen da. Petersen war wie vom Donner gerührt. In solchen Augenblicken des Entsetzens war der Herzog immer der Erste, welcher einen Erschrockenen durch seine Gefälligkeit zu beruhigen suchte. „Nehmen Sie, sagte er zu Petersen mit großer Ruhe, die andern Arbeiten

vor; — ich will die begoßne Schrift, da es an Händen fehlt, selbst noch einmal abschreiben." Er that dieß auch wirklich. — Vermöge jenes lebendigen Thätigkeitstriebes schuf sich aber auch der Herzog eine Menge Arbeiten und Sorgen, deren er vielleicht überhoben seyn konnte. Durch seine große Anhänglichkeit an den preußischen Staat, und durch seinen großen Beruf in der preußischen Armee — hatte er sich unendliche Lasten auferlegt, und diese letztern verursachten ihm mehrere Unruhen, als sein ganzes eigenes Land. — Hier war alles in einem regelmäßigen Getriebe, und das einmal eingeführte System der Geschäfte konnte, unter einem so wohl unterrichteten Regenten, und bey so fleißigen Arbeitern, nicht aus seinem Geleise treten. Aber dort konnte der Herzog oft mit dem besten Willen nicht durchdringen, und seine redlichsten Bemühungen für jene Armee wurden oft genug nicht nur mit Gleichgültigkeit, sondern sogar mit offenbarem Undanke belohnt. — Man würde es kaum begreifen können, warum er nicht, wie sein großer Oheim Ferdinand, seine Feldherrnstelle niederlegte, wenn sich dieß nicht aus einer gewissen Besorgniß erklären ließe, — daß er nun den liebsten Theil seiner ehrvollen Thätigkeit werde aufgeben müssen.

Doch wir müssen zu den übrigen Eigenheiten dieses seltenen Mannes fortgehen. Der Herzog hatte es sich

zum Gesetze gemacht, die Lebhaftigkeit seines Charakters, welche ihn in frühern Jahren in so manche Verlegenheiten verwickelte, im Aeußern zu beherrschen, und durch diesen Selbstzwang sich willkührlich zu bestimmen, unter welcher Form er jedesmal öffentlich erscheinen wollte. — Die Kunst, sich selbst darzustellen, hatte er gewissermaßen studiert, und daher hatte er, nicht sowohl aus Naturanlage, sondern aus Prinzip jenen Ernst in seinem Aeußern angenommen, worinn er sich fast immer als Regent sehen ließ. — So sehr er auch in seinen frühern Jahren zu jugendlichen Scherzen geneigt war, und einen frohgelaunten Familienzug nicht verläugnen konnte; so sehr arbeitete er durch den angenommenen Ernst jenem Zuge entgegen, — weil er ihm mit der Würde des Regenten und Feldherrn zu streiten schien. Dieß ist die eine Erklärungsart dieser Erscheinung. — Eine andere war wohl die, daß er sich in einem größern Zeitalter auch zu etwas Größerm, als seine Vorfahren, berufen glaubte, und durch den Glanz, den Friedrich der Große auf ihn warf, sich der Welt in einer höhern Realität zeigen wollte. — Mit dieser Ansicht seines Lebens suchte er jenen Ernst im Aeußern zu vereinbaren, und einen Adel seiner Denkungsart auszudrucken, welcher ohne Würde nicht bestehen kann. — Selbst in seinen Scherzen und seinem Fröhlichseyn lag eine gewisse Moderation, die es sich selbst und andern geboth, wie weit die Freiheit der Rede gehen sollte,

oder nicht. Seine Munterkeit war immer abgemessen, und nur mit seinen Leuten und Vertrauten pflegte er bisweilen vertraulich zu scherzen. Selbst seine kleinen Spöttereyen über die Fehler der Menschen sagte er nicht immer mit lachender Satyre, sondern eher mit einer gewissen Bitterkeit, aus welcher der Unwille des Gemüths sprach. Das Joviale und die Satyre war ihm vielleicht deswegen oft so zuwider, weil ihm der deutsche vaterländische Scherz nicht fein genug schien, und seinen Geschmack beleidigte; ferner darum, weil die Ehrliebe, die im Herzoge so groß war, fast nichts so sehr, als die Satyre fürchtet; — vielleicht auch darum, weil er, bey seiner Gütmüthigkeit, wohl fühlte, wie nachtheilig die Spöttereien in Sanssouci so vielen Menschen wurden; und weil er glaubte, daß die Spötter von Profession selten brauchbare Männer wären. —

Wenn er bisweilen jungen Leuten, und selbst Officieren einen jovialischen Frohsinn gern verzieh; so wollte ihm doch jene Stimmung bey ältern Leuten nicht gefallen. Uebrigens war er selbst sehr liebenswürdig, wenn er sich froh gelaunt zeigte. — Dann sprach er wie ein Freund mit dem Freunde, dann ging er so gern zu der schönen Erinnerung alter Zeiten hinüber; dann konnte er so vertraulich die Hand des andern drücken, und eine solche Wärme und Herzlichkeit in sein Auge legen, die gewiß nicht bloße Manier und äußere Glätte war.

Gewöhnlich kam der Herzog etwas übelgelaunt zur Tafel. Die Hofleute pflegten dieß ungünstiges Wetter zu nennen, ohne daran zu denken, daß sie oft genug selbst die Gelegenheiten zu jenen Verstimmungen gegeben hatten, und daß ihn das alltägliche Hofleben nicht interessirte. — Man konnte es kaum begreifen, daß die Fremden mit einer so zuvorkommenden Gefälligkeit behandelt wurden, während der Herzog gegen seine Dienerschaft oft so kalt schien. Ein anderer Grund jener Mißlaune bey der Tafel lag wohl mit darin, daß dieser thätige Herr oft bis zu dem Augenblicke mit dem Kopfe arbeitete, wenn auf seinen Befehl die Speisen aufgesetzt wurden. Mit dieser Geschäftsmiene, und von den ernsten Ideen seiner Arbeiten begleitet, trat er dann gewöhnlich in den Speisesaal, und dieß deuteten dann die Hofleute sogleich auf ungünstiges Wetter. — Bisweilen sprach der Herzog bey der Tafel gar nichts, und dann herrschte auch unter allen Gästen eine feyerliche Stille. War jedoch jemand vorhanden, welcher in ihm, auf eine ungezwungene Art, eine angenehme Ideenreihe wecken konnte, so pflegte er oft noch in eine sehr heitere Stimmung überzugehen. — Man hat jene Launen des Herzogs so oft getadelt, ohne zu bedenken, daß er hierzu die gerechtesten Ursachen haben konnte. — Welch eine Menge Geschäfte lag nicht auf den Schultern dieses einen Mannes, wovon die Leute, die nur immer

von ungünstigem Wetter sprachen, wenig verstehen mochten. — Er wußte ferner sehr wohl, daß eben diese Leute, die ihn am nächsten umgaben, und von ihm besoldet wurden, fast alles, was er that, zu recensiren pflegten. Auch waren oft Menschen eingeladen, die man der Hofetikette wegen nicht übergehen durfte, und von welchen er wußte, daß sie nur als Horcher und Beobachter an der Tafel saßen. — Oft war die finstere Stirn des Herzogs auch nur etwas Angenommenes, weil es Menschen genug gab, die seine Güte zu mißbrauchen suchten, sobald er ihnen eine gewisse Gefälligkeit in seinem Aeußern zeigte. Ein kluger Regent muß die doppelte Kunst studirt haben: — die brauchbaren Menschen durch ein humanes Wesen an sich zu ziehen; aber auch die Zudringlichen und Ueberlästigen durch ein sehr ernstes Benehmen in einiger Entfernung zu halten, und ihnen Furcht einzuflößen. Wenn der gewöhnliche Haufe von Menschen hierin durch den Regenten nicht selbst erhalten wird; so verliert die Regierung endlich ihre Autorität, und der bloß gutmüthige Fürst ist gemeiniglich nichts anders, als das Spiel verwöhnter Unterthanen.

Die Neigung zur Oeconomie war bey dem Herzoge nicht sowohl Anlage des Naturells, als vielmehr ein ihm auf eine Zeitlang durch die Umstände aufgedrungener Zug. Das ganze Gebäude seiner Wirthschaftlichkeit, wie es unten genauer hingestellt ist,

war ein consequentes System zur Bezahlung der ungeheuern Staatsschulden, und zur Wiederherstellung des ganz erloschenen Credits, — also Princip, und keine originelle Neigung. Es ist bekannt, daß der Herzog bey tausend Gelegenheiten nichts weniger, als karg war, und daß er vornemlich auf seinen Reisen und bey seiner Wohlthätigkeit eine Liberalität zeigte, die man wahrhaft fürstlich nennen konnte. Es ist ferner bekannt, daß sein Herr Vater ihm zur Reise nach Italien große Summen aussetzte; und daß dennoch beträchtliche Summen nachgeschossen werden mußten. — Die Erziehung und die Jünglingsjahre des Erbprinzen fielen überdieß in einen Zeitraum, wo die vorige Regierung durch ihren Geldauswurf eine der glänzendsten war. — Selbst der siebenjährige Krieg unterbrach die Verschwendungen des Hofes nicht. Braunschweig wetteiferte mit Berlin, Wien und Dresden. Die großen Opern und kostspieligen Pantomimen, die fürstlichen Tafeln, die Hoffeste wurden mit einer Pracht gegeben, welche die Fremden aus den entferntesten Gegenden haufenweise dahin zog. — Die uneingeschränkte Liberalität des regierenden Herrn, der Hof seiner allgemeingeachteten Gemahlinn, einer Schwester Friedrichs des Großen, die damahls so reichen und glänzenden Messen, und überhaupt der dort aufgeweckte Sinn für das Wohlleben — begünstigte alle diese Anstalten, und Braunschweig wurde daheim und auswärts nur das glückliche genannt. Von

Ersparungen, von einer bestimmten Ansicht der Staatswirthschaft war die Rede nicht mehr. Man lebte wie im goldenen Zeitalter sorglos dahin, wenn nur die Stunden vergnügt ausgefüllt wurden, — und selbst die Lotterien schienen Hof und Stadt mehrere Jahre lang in einem fröhlichen Taumel zu erhalten. In solchen Umgebungen konnten die Prinzen des Hauses wohl nicht zu Oeconomen gebildet werden, bis endlich die zu große Anhäufung der Schulden und der Landtag dem künftigen Regenten andeuteten, was bey der allgemeinen Verwirrung, bey dem ganz vernichteten Credite, — gleichsam in dem Sterbejahre eines sonst so blühenden Staates, zu thun sey.

Es liegt in der Natur des menschlichen Gemüths, daß es sich nach und nach an eine Stimmung gewöhnen kann, die es Anfangs aus innerem Antriebe nicht will, und daß die Abneigung gegen etwas durch die Gewohnheit oft zu einer Hinneigung für den Gegenstand übergeht. — Wir wissen aus der Lebensgeschichte Friedrichs des Großen, daß er in seinen Jünglingsjahren nichts weniger als ein guter Wirth war, aber es wurde, sobald er den Thron bestieg. Eben so ist es entschieden, daß der Herzog die ihm aufgedrungene Oeconomie nach und nach lieb gewann, und sich selbst darin gefiel, so lange sie ihn aus seiner Schuldenlast heraus heben half. — Als aber diese harte Periode vorüber war, trat die bisher aus Grundsätzen unter-

drücke Liberalität bey vielen Gelegenheiten wieder hervor, und so theilte er in seinen letzten Jahren das Geld wiederum wie ein reicher und gütiger Familienvater aus. — Die Wohlthaten, welche er theils aus seiner Privatkasse, theils durch Anweisungen auf Extraordinaria spendete, waren sehr zahlreich, und die Cassenführer wurden wegen dieser zunehmenden Freygebigkeit des Regenten schon besorgt. — Wie viel, zum Theil ansehnliche Pensionen er Gelehrten, Künstlern, Wittwen und Waisen, besonders den Emigrirten, und selbst weit entfernten Ausländern bewilligt hatte, ist zum Theil eest nach seinem Tode bekannt geworden, — Die Summen, welche er oft sogar unaufgefordert, für Institute und ihre Lehrer, für das Fortkommen des Gewerbes, für einzelne Verschönerungen der Stadt und ihrer neuern Umgebungen, für Unterstützungen einzelner Fabriken und Handlungen, vornehmlich für das Theater u. s. w. ausgab, waren nicht geringer, und zeigten, daß er sich in seinem vorigen ökonomischen Sinne sehr umgewandelt hatte. — Wenn der Herzog in Halberstadt, Magdeburg, Berlin u. s. w. war, sahe man jene Einschränkungen nicht, und wenn für die Familie Ersparungen gemacht werden sollten, hieß es immer in den Rescripten: „mit schicklicher Oeconomie." — Uebertrieben erschien diese Haushaltskunst nur denen, welche sich zu viel versprachen, ohne zu bedenken, daß der neue Regent, unter höhern Ansichten des Berufs, das nich

t

mehr leisten kann, was die Minister des vorhergehenden wagten, und daß diese Ersparungen, — bey der schwankenden Lage deutscher Fürsten, immer nöthiger wurden. Mitten unter diesen Einschränkungen huldigte man doch immer noch dem Geiste des Publikums, indem der neue Regent, selbst bey den dringendsten Staatsbedürfnissen, seinen Unterthanen die damahls so trefliche italiänische Oper frey gab. Diese schöne Zeit des Gesanges ging endlich auch vorüber; theils, weil die Gutmüthigkeit des Regenten wiederum von den Schauspielern gemißbraucht wurde; theils, weil er unentschlüssig war, welches Theater er vorziehen sollte, indem gegen jedes Critiken vorhanden waren, bis endlich der Geschmack für das französische siegte.

Endlich zähle ich zu seinen Temperamentsanlagen seinen persönlichen Muth; eine Eigenschaft, die sich der Mensch nicht selbst geben kann, wenn sie ihm nicht als ein Geschenk der Natur angehört. Der Muth und die Entschlossenheit dieses Fürsten zeigte sich überhaupt schon in der Festigkeit und der Consequenz seines Willens. Wenn er einmahl einen Entschluß gefaßt hatte; so war es nicht leicht, ihn davon abzuleiten, und er strebte gemeiniglich mit einer Ungeduld nach dem vorgesetzten Ziele, die man oft genug für zu rasch erklärte, weil sie bisweilen mehr die Heftigkeit des Wunsches, als die

Analyse der Maßregeln zu verrathen schien. Selten nahm er etwas ganz zurück, wenn es nicht auf eine gute Art geschehen konnte, — und Menschen, die einmahl seine Gunst verscherzt hatten, kehrten selten dahin zurück, wenn er auch ihnen sonst nichts zu leide that, sondern wohl noch gar ihre äußere Lage verbesserte. — Er wollte sich in allen solchen Fällen keines Widerspruchs mit sich selbst beschuldigen lassen, da er einmahl die Meinung angenommen hatte: „daß man nichts lieber thue, als die Schwächen der Fürsten aufzusuchen.“ Hatte er aber auch einmahl ein Vertrauen zu einzelnen Männern gefaßt; so ließ er sich hierin nicht leicht durch Beschuldigungen derselben irre machen, und er pflegte dann wohl zu sagen: „wir haben alle unsere Feinde; aber wer kann es allen Recht machen!“

Ein anderer Zug seiner persönlichen Festigkeit, die man aber schon eher dem Charakter, als dem Temperamente zuschreiben mußte, war seine Standhaftigkeit in widrigen Schicksalen. — Kleine Unannehmlichkeiten konnten sein reizbares Gemüth oft sehr erschüttern; aber größere trug er mit einem sichtbaren Stoicismus. Auch war er, ehe der drohende Schlag ihn traf, oft sehr unruhig und wehmüthig. War aber der entscheidende Augenblick gekommen; so wußte er sich leicht zu sammeln, gab ruhig dem Geschicke, als etwas nicht mehr zu Aenderndem, nach, und suchte dann gern die gute

Seite desselben auf. Dadurch, daß er die ersten widrigen Eindrücke desselben nicht lange über sich herrschen ließ, verminderte er das Finstere seiner Lage, und erschien nach wenigen Augenblicken soft wiederum so heiter, — daß dieß einige zuweilen nur für eine angenommene Form halten wollten. — Uebrigens kam ihm bey seinem tausendfältigen Verdrusse die Mobilität seines Temperaments sehr zu statten, indem er nicht lange auf die dunkeln Punkte des Unangenehmen mißmüthig hinblickte, — sondern sich durch den leichten Wechsel neuer Ideen und Empfindungen bald wieder aufzuheitern pflegte. — Konnte er seinen Verdruß nicht laut äußern; so suchte er sich wenigstens durch ein Berechnen der Ursachen und Wirkungen des Uebels zu zerstreuen, oder wohl selbst die Urheber desselben, wenn der erste Sturm vorüber war, zu entschuldigen.

Seinen persönlichen Muth sahe man vornehmlich bey Feldzügen, und in den Schlachten. Er war fast immer da, wo die Gefahr sich häufte, und drang oft mit einer Kühnheit vor, die ihn mehrmahls mitten unter die Feinde stürzte. Unter dem hannöverischen Corps lebten vor einigen Jahren noch gemeine Dragoner, welche den Herzog im siebenjährigen Kriege aus den Händen der Feinde rissen, und dem verwundeten Feldherrn das Leben retteten. Der Herausgeber dieser Denkwürdigkeiten hat noch einem jener Braven die Geschenke ausgetheilt, welche der Herzog mehrern solcher

Leute mit Dankbarkeit auszahlen ließ. — Bey mehrern Treffen wurde er durch Musquetenkugeln verwundet, und als er aus der blutigen Affaire bey Hoya zurückkehrte, war der Hals seines Pferdes mehrmahls von feindlichen Bajonetten durchstochen. Wenn man ihn damahls zu erinnern pflegte: daß er sich als künftiger Regent nicht so lebhaft den Gefahren aussetzen möchte, sagte er: „mein Vater hat noch mehrere Söhne, die einst regieren können." — Als der Herzog den Zug nach Holland machte, schlugen bey Amstelween die Kanonenkugeln so nahe bey ihm nieder, daß er vom Staube bedeckt wurde, ohne daß er den Platz verließ. Bey einer Affaire am Rhein wurde der Herzog bey den augenscheinlichsten Lebensgefahren vom Pferde geworfen. Eine Kardetschenkugel ging unter dem Leibe des Pferdes durch, eine zweite krepirte vor dem Kopfe desselben. In dem Treffen bey Kettrich schlug eine Kanonenkugel kaum einen Schritt an der rechten Seite seines Pferdes nieder, und der Herzog wurde mit einer Sandwolke bedeckt. Die nehmliche Kugel hatte noch so viel Kraft, daß sie das Pferd eines Husarenwachtmeisters, beym Wiederaufspringen, tödtete. Der Herzog blieb bey allen dergleichen Kanonaden so unerschütterlich muthig, daß man nie ein Zeichen von Aengstlichkeit an ihm bemerkte. — Der Herr von Massenbach fällt in seinen historischen Denkwürdigkeiten folgendes Urtheil von ihm: „Das Charakteristische dieses Fürsten war, daß der

Donner der Kanonen sein kriegerisches Genie entwickelte — von höchster Entschlossenheit in höchster Gefahr, — ein Held auf dem Schlachtfelde u. s. w." Daß er den Tod nie fürchtete, — beweist zuletzt noch die fürchterliche Schlacht bey Auerstädt, wo er sich gewiß zu kühn in das kaum angefangene Treffen warf, um, wie einige glauben, — absichtlich seinen Tod zu finden. — Ein alter würdiger Mann, der den Herzog in mehreren Schlachten als Stallmeister begleitet hatte, sagte mir einst: „Der Herzog habe in seiner Kühnheit etwas mit allen braunschweigischen Prinzen gemein gehabt, — sich ohne Aufenthalt in die größten Gefahren zu stürzen, und hierin bloß dem Impuls einer muthigen Natur zu folgen." Man hat dies sogar bey dem sanften Charakter des edelmüthigen Prinzen Leopold bemerkt, welcher sich, bey augenscheinlichster Todesgefahr, auf einem leichten Kahne in die reissende Fluth wagte, und auch darin sein Grab fand. — So sehr auch der Herzog durch die menschenfreundliche Absicht der That selbst gerührt war; so mißbilligte er doch damahls einen Muth, der sich voreilig in die Gefahr stürzte, während die Menschen, die er retten wollte, sich nur in einer scheinbaren Gefahr befanden. — Denn dieser gute liebenswürdige Prinz war der einzige, dem die Ueberschwemmung das Leben kostete. — Der Herausgeber dieser Schrift war gegenwärtig, als

der Herzog durch diesen Gedanken bis zu Thränen bewegt wurde.

In der Bataille bey Hastenbeck gegen die Franzosen, die durch einen unbegreiflichen Mißgriff des Herzogs von Cumberland einen unerwartet unglücklichen Ausgang nahm, eroberte der junge Prinz von Braunschweig mit dem Degen in der Hand eine Batterie, welche die Franzosen im Mittelpunkte der alliirten Armee genommen hatten. Der Prinz war damahls noch nicht 22 Jahr alt, und zeigte sich durch diesen seinen ersten Versuch, — (dieß sind Friedrichs des Großen eigene Worte) — daß ihn die Natur zum Helden bestimmt habe. *)

Der Herzog Ferdinand hörte als ein bedächtiger sehr und sinniger Feldherr nicht auf, dem Erbprinzen oft sehr ernstliche Vorstellungen in Gegenwart anderer Generale zu machen: daß er sich durch ein zu kühnes Hineinwagen in die Gefahren große Nachtheile zuziehen, und sogar durch seinen zu großen Muth der Armee schädlich werden könnte. Der Erbprinz versprach, sein Feuer zu bezähmen; aber, zeigte sich von Neuen irgend eine Gelegenheit, seinen Muth geltend zu machen, so wagte er

---

*) „Le Prince héréditaire de Bronswic la prit, l'epée à la main et fit connoitre par ce coup d'essai, que la nature le destinoit à devenir un héros.“ Oeuvres posthumes. Tome III. 190.

alles wieder auf Leben und Tod, — und fand, bey seiner allgemeinen Achtung unter dem Militär, Männer genug, die sich mit ihm in die augenscheinlichsten Gefahren stürzten. Auch auf seinen Reisen gab er Proben von seiner Kühnheit, die ihm mehrmahls sehr schädlich werden konnte. — Er erstieg auf den Alpen oft unwegsame Oerter und gefährliche Klippen, und wagte sich so nahe an den Crater des Vesuvs, daß man ihn an dem Schoße seines Kleides fest halten mußte, als ihn seine Wißbegier zu weit führen wollte.

Wegen seines eigenen fast unerschütterlichen Muthes waren ihm daher auch alle diejenigen besonders werth, die sich durch Entschlossenheit und Kühnheit auszeichneten. Er achtete schon in seiner Jugend die Edelknaben, welche ihm körperlichen Widerstand äußerten, und im Felde waren die Braven eigentlich seine Lieblinge. Selbst den Muth der Feinde erhob er oft in seinen Erzählungen, und sagte dem Herausgeber dieser Blätter: wie er bey Pirmasens in ein gerechtes Erstaunen über die Kühnheit der französischen Krieger gerathen sey, — indem sie, ihre Schwerdter in dem Munde haltend, an den preußischen Batterien, mit Wunden bedeckt, hinangeklettert wären.

Bey jenem entschiedenen militärischen Muthe des Herzogs, der sich in der ganzen Form seines Willens auszudrücken schien, ist es etwas Eigenes, daß dieser Herr seine Furchtsamkeit vor seinem Oheim, Friedrich

dem Großen, nicht verbergen konnte. — Der Grund hiervon mochte mit darin liegen, daß der König seine Verwandte, und selbst die, welche er schätzte, nicht immer mit Schonung zu behandeln pflegte, daß er laut ihre Fehler tadelte, und oft sehr hart in seinen Urtheilen über sie werden konnte. — Jene Furchtsamkeit vor ihm herrschte daher in der ganzen Familie, und man näherte sich ihm nicht leicht ohne eine gewisse Bangigkeit. — Es bleibt indessen immer etwas Sonderbares, daß der Herzog, welcher so meisterstaft die Violine spielte, im Concerte des Königs die Musikstücke mit einer auffallenden Aengstlichkeit, und sogar mit zitternder Hand vortrug. Glücklicherweise schien dieß der in sein Flötenspiel vertiefte König nie zu bemerken, indeß konnte es den Zuschauern nicht entgehen. — Wie hart und despotisch der alte Friedrich selbst gegen den Herzog verfuhr, bezeugt eine Stelle in den vertrauten Briefen, *) wo letzterer eine höchst stürmische Laune seines Oheims ertragen mußte. — Ob der König die sehr harten Ausdrücke bey Hohen-Elb gegen den Prinzen wirklich gebraucht hat, wie dort erzählt wird, ist nicht ganz entschieden, aber die Sache selbst ist wahr, und der Prinz wollte sogleich aus Un-

*) über die innern Verhältnisse am Preußischen Hofe seit dem Tode Friedrichs II. 1807. S. 6. Ein Werk, worin das Wahre mit dem Falschen so oft vermischt wird, daß es mit größter Vorsicht gelesen werden muß.

muth seinen Abschied nehmen, welches aber durch das Zureden der Generale verhindert wurde. — Der Prinz, welchen der König beschuldigte, daß er nicht, nach dem Befehle, weit genug vorgedrungen sey, ließ ihm eine Rechtfertigung seines Verhaltens einreichen, und hiermit scheint der König zufrieden gewesen seyn. Wenn man die Ode des Königs an den Prinzen — im 7jährigen Kriege mit jener auffahrenden und donnernden Härte gegen — seinen Liebling vergleicht; so läßt sich kaum ein größerer Contrast denken.

III.

Eine Hauptleidenschaft des Herzogs, und man könnte sagen, eine Grundlage seiner Charakterstimmung war seine Ehrliebe; eine Neigung, die allen größern Köpfen eigen zu seyn pflegt. — Schon früh mußte das Ehrgefühl dieses Herrn durch eine Menge Umstände und Veranlassungen geweckt werden, die sein Biograph nicht übergehen darf, da das Formelle der äußern Welt einen so großen Einfluß auf die Richtung und innere Bildung lebhafter Charaktere hat. — Sein altes Fürstenhaus stand seit Jahrhunderten auf einem hohen und ehrenvollen Glanzpunkte; es zählte eine Reihe großer Helden, die für die deutsche Freiheit gefochten hatten, und eine Menge edler Regenten, die ihr Land durch die mildthätigsten Einrichtungen beglückten. Der junge Prinz durfte nur die Geschichte seines Vaterlandes und seiner großen Ahnen lesen, um sich zu einer gleichen Höhe berufen zu fühlen. Auch stand sein Haus, vornehmlich seit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts, mit den größten europäischen Höfen in Verbindung, und hatte unter den meisten Fürstenfamilien seine Verwandte. Peter der Große wählte eine braunschweigische Prinzessinn für seinen Prinzen, den nachher so unglücklichen Czarowiz, zur Gemahlinn. Eine andere wurde

deutsche Kaiserinn, und war die Mutter der unsterblichen Maria Theresia. — Nahe Verwandte waren die Könige von Großbritannien, und die Mutter des Herzogs war eine geliebte Schwester Friedrichs des Großen. — Alle diese Umstände sicherten dem braunschweigischen Hause eine Würde und eine so allgemeine Achtung, daß es damahls unter den deutschen Höfen sichtbar hervorstrahlte. Daß dieser Umstand auf die Charakterbildung des jungen Prinzen wirken mußte, ist um so weniger zu bezweifeln, da er es bald bemerken konnte, welche Aufmerksamkeit seine Vorzüge erregten, und wie scharf ihn schon damahls Friedrich der Große in die Augen faßte.

Dazu herrschte in der Jugendperiode des Herzogs unter den Unterthanen ein so herzlicher Geist der Vaterlandsliebe, daß man an dem Wohl des Fürstenhauses bey jeder Gelegenheit den wärmsten Antheil nahm. — Braunschweig hing mit einer enthusiastischen Liebe an seinen Prinzen, und, wenn ihm auch hierin andere Länder vielleicht gleich kommen, so ist es doch gewiß in jener treuen Anhänglichkeit von keinem übertroffen worden. Man kann hieraus leicht urtheilen, mit welcher Liebe und Achtung alle Stände dem jungen Prinzen, bey seinem Ueberschritt zum Jünglingsalter, entgegen kamen, — wie man ihn liebkosete und schmeichelte, wie sehr man sich um seine Gunst bewarb, und wie man wetteiferte, seine sich auszeichnenden Eigenschaften hoch zu erheben. —

Es ist bemerkenswerth, daß dieser junge Herr durch so viele und tägliche Anlockungen und Huldigungen seiner Ehrliebe, durch den Zauber der Flatterie nicht irre geleitet, und zu jenem stolzen Egoismus anderer Großen verführt wurde, der kein Verdienst neben sich anerkennt, sondern alles, und selbst das Bessere unter sich erblickt, weil er sich in seiner Exaltation nur allein sieht, und bewundert.

Unstreitig fand die Ehrliebe des Herzogs in seinem militärischen Wirkungskreise ihre reichste Nahrung. — Denn es giebt nichts Vorzügliches, welches dem Ehrgefühle so sehr entgegenkommt, als der Kriegsruhm, weil ihm gemeiniglich das allgemeine Lob huldigt. Der Nahme des glücklichen und talentvollen Feldherrn steht überall in der Geschichte als ein Stern der ersten Größe, während die andern Arten des Ruhms, des Geschäftsmannes, des Gelehrten und selbst des guten Regenten, gegen den Heldenruhm mit schwächerem Lichte schimmern. Die Welt hat nun einmahl den Glauben, daß der Feldherr, gleichsam als ein Ideal der Kraft und der Besonnenheit, über alle andere Menschen hervorrage, und die ihm geweihete Bewunderung verdiene, während der stille Regent oder Staatsmann sich nur mit der alltäglichen Achtung des Publikums begnügen müsse.

Nach solchen Ansichten scheint der Held, wenn er zugleich der Regent eines kleinen Landes ist, nicht

immer glücklich zu seyn, weil er leicht glauben wird, und weil es ihm tausend Menschen sagen: „daß ihn die Natur zu einem größern Wirkungskreise bestimmt habe." Man hat es vielfältig gesagt, daß das kleine braunschweigische Land den großen Thätigkeitsgeist des Herzogs nicht ausfüllen könnte. *) Diese Meinung ist in so fern wahr, weil das einmahl in Schwung gebrachte Uhrwerk einer bessern Staatsverwaltung ohne mühsame Anstrengungen fortlief, und nun keine neuen Schöpfungen der Administration weiter nöthig waren. — Der Mechanismus in Geschäften konnte einen so lebhaften Geist auch wohl nicht immer anziehen; aber es ist ausgemacht, daß ihn dessen ungeachtet sein Land im hohen Grade beschäftigte, daß er es auch bey seinen Entfernungen nie aus dem Auge verlor. Auch die unbedeutendsten Berichte und Papiere mußten ihm oft in die weite Ferne nachgeschickt werden, und er widmete dort der Durchsicht der Staatsgeschäfte so viele Zeit, als wenn er gegenwärtig gewesen wäre.

Die Ehre seines Landes und seiner Regierung war ihm besonders sehr wichtig und werth, und er hat die Autorität derselben auswärtig und daheim stets mit Energie zu behaupten gewußt. Es war sein bleibender Wunsch, sein Land immer mehr empor zu heben,

---

*) Mirabeau sagt ausdrücklich: „Le plan personnel du Duc est de gouverner la prusse." Histoire secrette. I. p. 17. Aber der Herzog widersprach ihm sehr ernst. —

den Ruhm seines Handels und seiner Institute zu vergrößern, und ihm durch eine gebildetere Staatskunst einen Namen zu machen. Nichts pflegte ihn daher auch mehr zu beunruhigen, als wenn man seinen Absichten hierin entgegen war, oder wenn er eine Schlaffheit zur Beförderung derselben bemerkte. — Daher zweifelte er so oft an der Kraft und dem guten Willen seiner Staatsdiener; daher sagte er mehrmahls, wenn dieß und jenes Nützliche in andern Ländern erfunden war: „so etwas kann man in meinem Lande nicht machen; so etwas findet hier keinen Beyfall.“ — Als man ihm einstmahls den Werth der allgemeinen Literaturzeitung rühmte, sagte er mit Unwillen: „solch ein interessantes Blatt wird in meinem Lande nie geschrieben werden. Hier kommt, sagte er ein andermahl, nichts Ganzes zu Stande, — alles sind nur Versuche; — aber ich kann es nicht zwingen, und überall werden mir Widersprüche und Bedenklichkeiten entgegengesetzt!“ M.

Daß jeder verdienstvolle, ehrliebende Mann gern öffentlich und ehrenvoll genannt wird, ist etwas so Natürliches, daß hierüber nur kleine Geister dem Herzoge einen Vorwurf machen konnten. Er lebte nun einmahl, als Regent und Feldherr, in der öffentlichen Welt, und in dieser Lage konnte es ihm nicht gleich-

gül-

gültig seyn, was diese Welt von ihm schrieb und dachte. Friedrich der Große, der Held seines Jahrhunderts, der ganz Europa Schweigen geboth, — durfte sich weniger um die Urtheile des Publikums bekümmern und es verräth wenig Lokalkenntniß, wenn man meint, der Herzog hätte sich auch über alles dieß eben so hinweg setzen müssen. Wenn ein Friedrich der Große, vielleicht schon aus Unbekanntschaft mit der deutschen Literatur, gegen alle diese Dinge gleichgültig war; so durfte doch dieß der Fürst eines kleinen Landes, das sich unter ihm zu bilden anfing, nicht nachahmen. In einem kleinern Wirkungskreise wird auch schon der Fürst von allem mehr, als der Regent eines größern Reichs, unterrichtet, und sein Ehrgefühl ist an vorsichtigere Maßregeln gebunden, worüber sich jener hinwegsetzen kann.

Wenn dem Herzoge immer der Gedanke vorschwebte: „qu' en dira le monde!“ so war dieß doch immer eine Rechtsfrage der Ehrliebe, welche die Welt als ihren Richter erkennt, und billig eine Maxime aller Regierungen seyn sollte. — Da die Welt das Gewissen der Regenten nicht immer befragen darf; so sollte sie es sehr achten, — wenn der Regent sie befragt, und nach ihrem Urtheile, wie es der Herzog so oft that, seine Handlungen einrichtet. Man muß noch dieß hinzusetzen, daß die glänzendere Epoche des Herzogs in eine Zeit fiel, wo des Geschreibes über die kleinen Fürsten Deutschlands kein Ende war. Einzelne Schriftsteller forder-

ten sie gleichsam vor das Forum ihrer Journale, und diese griffen ohne Unterschied die bessern und schlechtern Regierungen willkührlich an, — und zwar in einer Nähe des Herzogs, die ihn mehrmahls sehr aufmerksam machte. Ihm war diese Publicität sehr zuwider, aber da sie nun fast durch ganz Deutschland herrschte; so bequemte er sich, als ein kluger Mann, nach dieser Sitte oder Unsitte, — und stand so bis an die letzten Jahre seines Lebens als der geachtetste Fürst Deutschlands auch in den Annalen der Literatur da. Seine Hofleute konnten ihm diese Art des Ehrgefühls, gern öffentlich genannt zu seyn, fast nie verzeihen. Aber er sagte einst: „Der Fürst muß nie an seinem Hofe, sondern in der Geschichte leben."

Bey der großen Achtung des Herzogs für seine Würde und Ehre besaß er dennoch einen hohen Grad von Nachgiebigkeit und Bescheidenheit, die in den meisten Fällen gewiß nichts Artificielles und Erkünsteltes war. Die, welche viel mit ihm umgingen, haben eigentlich das nicht an ihm bemerken wollen, was man Fürstenstolz zu nennen pflegt, — und wenn er gleich bisweilen den Schein hiervon annahm; so war dieß doch nur die gewöhnliche Form seines natürlichen Ernstes, die ihm überall zu Gebothe stand, und in die er oft selbst bey froher Laune zurück fiel. Von sich selbst, von seinen Kenntnissen, von seinen Verdiensten, und seinen Rechten sprach er nicht selten wie ein be-

schiedener Mann, und die gewöhnliche Präsumtion der Großen war ihm nicht eigen. Ja er äußerte oft genug ein Mißtrauen gegen sich selbst, und gegen seine eigenen Kräfte. — Es war für ihn ein Bedürfniß geworden, fast bey jeder Gelegenheit die Meinungen anderer zu befragen, und er konnte hierin Männern, deren Verstand er achtete, mit großer Gefälligkeit nachgeben, selbst wenn er vorher ganz anderer Meinung war. — Uebrigens mißfielen ihm keine Menschen so sehr, als diejenigen, welche in ihrem Aeußern, in ihrer Lebensart etwas Vornehmes und Bedeutendes angenommen hatten; und er gab ihnen deßhalb oft sehr treffende Nahmen.

Das Lob, was ihm geachtete Männer ertheilten, und die Huldigungen seiner Person waren ihm nicht gleichgültig, wenn man hiermit Delicatesse und Feinheit des Ausdrucks verband. Mirabeau sagt sehr richtig von ihm: „la louange embellie de graces et enveloppée de finesse lui est agreable" *). Aber die Flaterien, welche ihm so viele — so ganz geschmacklos ins Gesicht sagten, waren ihm sehr mißfällig. Er nannte dieß mehrmals, wenn sich die zudringlichen Lobredner entfernt hatten, — eine Impertinenz, und er hatte sehr Recht. Schmeichelenen dieser Art konnten ihm um so viel weniger gefallen, da er wohl wußte,

*) Histoire secrette. I. p. 17.

daß sie gemeiniglich aus Eigennutz, oder aus andern nicht ganz reinen Absichten hervorgiengen. Er war sehr unwillig, wenn bisweilen Geistliche ihm sogar bey religiösen Handlungen Weihrauch streueten, und es zu vergessen schienen, daß diese Stunden einen andern Vortrag heischten. — Eben so bescheiden suchte er gemeiniglich die Anerbiethungen und Anfragen abzulehnen: ob dieß oder jenes zum Lobe seiner Regierung, oder seiner persönlichen Verdienste durch den Druck bekannt gemacht werden solle? — Wenn er auch solchen gutgemeinten Absichten nicht gerade entgegen war; so fürchtete er doch, daß man entweder die rechte Art der Darstellung leicht verfehlen könne, oder daß ein tadelsüchtiges Publikum das Lob aus dem Munde der Schriftsteller leicht mißzudeuten und mißzubilligen pflege, — „oder auch, weil er es selbst fühlte, daß die kleinste Ueberspannung eines solchen Lobes eine entgegengesetzte Wirkung hervorbringen könne."

Unter dem schriftlichen Nachlasse des seligen Jerusalem befand sich ein Aufsatz desselben aus den Jünglingsjahren des Herzogs, welcher an die damalige Prinzessin von Wales gerichtet war. — Die Prinzessinn hatte Jerusalem um ein kleines Charaktergemählde des damaligen Erbprinzen, der schon in jenen Zeiten eine allgemeine Aufmerksamkeit erregte, gebeten. Jerusalem hatte in diesem Briefe oder Aufsatze ohngefähr folgendes gesagt: — „Der Prinz habe von Kindheit

an ein sehr feuriges und lebendiges Naturell verrathen, und sein ganzes Gemüth spreche sich in einer sichtbaren Leidenschaftlichkeit aus. Aber der hohe Grad seines Verstandes, seiner Beurtheilungskraft und seines Ehrgefühls werde in ihm das Gleichgewicht seines Willens erhalten, und das zu große Feuer seines Charakters bezügeln". Jerusalem hatte sich hierbey eines Gleichnisses bedient: „Der lebendige Geist des jungen Fürsten gleiche einem Feuer, das aber in einem feuerfesten Gewölbe eingeschlossen sey" — um hierdurch anzudeuten, daß ein solcher Charakter sich nicht leicht aus sich selbst hinaus verlieren werde. Ein würdiger Gelehrter sprach mit dem Herzoge über diesen Brief mit der Anfrage: ob man ihn in den nachgelassenen Schriften Jerusalems mit abdrucken dürfe? — Der Herzog erinnerte sich sogleich aus seinen frühern Jahren, daß sein alter Lehrer so etwas ähnliches für die Prinzessinn aufgesetzt habe; — bath sich von jenem wackern Manne das Papier aus, las es durch, und verhinderte den Abdruck, — indem er es selbst vertilgte.

Alles leere Ceremoniell, selbst Feierlichkeiten und Glückwünsche, wodurch man im Lande seiner Person zu huldigen suchte, waren ihm oft gleichgültig, oder wohl gar mißfällig, — zumahl wenn sie vorbereitet wurden. Er zweifelte nehmlich: ob dieß alles wirklich so gemeint sey, und wich daher gern einem Schimmer aus, welchen ihm nur die Hofsitte oder das

Geräusch des Volks opferte. — Da man hierin den Geschmack des Regenten kannte; so herrschte auch an seinem Hofe eine gewisse Stille und Einfachheit, die sich sehr von dem Ceremoniell anderer Höfe unterschied. Die Geburtstage wurden nicht viel von den andern Tagen unterschieden, und den seinigen feierte er selten in der Residenz. Jedoch war es ihm angenehm, wenn er bey solchen Gelegenheiten Glückwünschungsschreiben von treuen Dienern des Staats erhielt. Selten blieb ein solcher Brief unbeantwortet, und oft ließ er sogar gemeinen Leuten, die ihm ihre Glückwünsche in schlechtgeschriebenen Briefen sandten, seinen Dank sagen. — Ueberhaupt hatte der Herzog die feine Lebensart in einem so hohen Grade studiert, daß er hierin ein Meister genannt werden konnte; er fühlte es augenblicklich, wenn jemand die Delikatesse im Umgange, in der Rede und in der Vernachläßigung des feinern Schicklichen beleidigt hatte, und seine Verstimmungen rührten oft daher. Eben deswegen gehörte ein gewisser Tact, ein gewisses Kunstgeschick im Aeußern und im Vortrage dazu, wenn man ihm im Umgange gefallen wollte. Er fand wenig Menschen von dieser geselligen Verfeinerung, er zeichnete daher auch so wenige in seinem Umgange aus, ohne daß man ihn deßhalb stolz nennen konnte. — Aber er konnte auch mit Menschen sehr herzlich werden, die nicht grade jene feinere Lebensart besaßen. Der schlichte und einfache Mensch, wenn er nur ein redlicher

Mann war, galt bey ihm mehr, als der geglättete Hofmann.

In der Art, wie dieser Herr die Feinheiten des Schicklichen und Anständigen beobachtete, war er im höchsten Grade zuvorkommend. Wenn Fremde von hoher Geburt in der Residenz angekommen waren, eilte er gemeiniglich, zuerst den Besuch abzustatten, und überraschte auf die Art die Fremden durch seine zuvorkommende Höflichkeit. Gegen die Frauen höherer Stände zeigte er eine Aufmerksamkeit und eine Achtung, welche der Veneration des Geschlechts in den Zeiten der Chevallerie glich, — eine Artigkeit, die er mit seinem Oncle, dem Herzoge Ferdinand, gemein hatte. Wenn die Tafel geendigt war, führte er die vornehmste Dame oft bis zu ihrem auf dem Schloßplatze haltenden Wagen, so wie es überhaupt wohl wenige Fürsten gegeben hat, welche die Kunst des feinen Umganges mit dem schönen Geschlechte besser verstanden, und ausübten, als er. Bisweilen schien er diese Artigkeit zu übertreiben, indem er selbst im Gespräche mit Frauen aus den mittleren Ständen sein Haupt nicht bedeckte. — In dieser Art jener höhern Galanterie scheute er keine Anstrengungen und Unbequemlichkeiten. — Bey dem letztern Besuche der Königinn von Preußen zu Braunschweig im Sommer 1806 sah man ihn dieser liebenswürdigen Fürstinn auf eine weite Strecke Weges zu Pferde entgegen eilen, um sie in seinen Staaten zu

bewillkommen. Als dieß geschehen war, ritt er in seinem 71sten Jahre wie im Fluge nach der Residenz zurück, kleidete sich um, und empfing so die Königinn auf dem Schloßhofe.

Endlich hat man gesagt: daß der Herzog das meiste Edle und Große vornehmlich aus Antrieb seiner Ehrliebe gethan habe. Diese Ansicht seiner Handlungen kann ihren Grund haben, ohne daß hierdurch ein Schatten auf sie geworfen wird. Unendlich viel Gutes und Schönes würde in der Welt nicht vorhanden seyn, wenn es nicht die Ehrliebe bewirkte, — und es ist gegemeiniglich für das allgemeine Beste etwas Ueberflüßiges, nach den Quellen des Guten zu fragen, wenn es nur wirklich gethan wird. So lange der Mensch so bleibt, wie er nun einmahl ist, wird er stets, und zwar nach dem Gesetze seiner Natur, — aus Eigenliebe handeln, und es würde mit der Welt sehr schlecht stehen, wenn man darauf warten wollte, bis ein jeder seine Handlungen nach dem kategorischen Imperativ einrichtete. — Ueberdieß scheint es aber auch noch eine gewisse Anmaßung in der Menschenkenntniß zu verrathen, wenn man so gradezu behauptet: dieser oder jener große Mann habe alles aus Ehrgeitz verrichtet. Diese Leidenschaft schließt die Menschenliebe des Charakters nicht aus, und ein ehrgeitziger Regent kann zugleich ein sehr edler, weiser und humaner Mann seyn. — Es ist auch schon dem menschlichen Herzen etwas so Na-

türliches, sich der Wohlfahrt anderer Menschen zu freuen, daß jedes nicht ganz verwilderte Gemüth schon um dieser Freude willen, manches Gute stiftet. Bey höhern Ausbildungen eines humanen Charakters wird ohnehin der Ehrgeitz in gewisse Grenzen gewiesen, wodurch ihm die Alleinherrschaft genommen wird. — Der Herzog hat gewiß eine Menge edler und wohlthätiger Handlungen verrichtet, ohne daß er dafür öffentlich gerühmt seyn wollte. Ueber sein Land und seine musterhafte Regierung ist weniger, als über andere Länder, geschrieben worden, die sich jenes Glücks nicht zu freuen hatten, und so stiftete der im Stillen fortwirkende Geist seiner Staatswirthsaft unendlich viel Gutes, ohne daß davon geredet wurde. Ein ganz eitler Fürst würde jede Gelegenheit ergriffen haben, seinen Ruhm in öffentlichen Blättern zu lesen, anstatt daß Braunschweig Jahrelang mit Stillschweigen übergangen wurde, und hier und da nur einzelne Notizen auf dessen trefliche Regierung hindeuteten. Ja selbst mitten in diesem so wohlgeordneten Staate lebten viele tausend Menschen, die es nicht zu wissen schienen, was der Herzog für sein Volk gethan hatte, oder es auch aus einer gewissen Gefühllosigkeit nicht wissen wollten. — Fast alles wurde hierbey ohne Geräusch gethan, und mehrmahls geboth der Herzog sehr strenge, das beschlossene Gute nicht laut anzudeuten, sondern

dasselbe allmählig seinen Unterthanen mittheilen zu lassen. —

Man findet daher in seinen noch so vortreflichen Verordnungen zum Besten des Landes nie jene rednerische und präconisirende Sprache *), welche die Re-

*) Als eine Denkwürdigkeit eines wahrhaft edlern Styls dieser humanen und konsequenten Regierung wollen wir nur den Anfang jenes höchst merkwürdigen Edikts notiren, wodurch dieser weise Regent die künftigen Landesschulden zu verhüten suchte. „Die Geschichte so mancher deutscher Staaten (so lautet die Urschrift), giebt die traurigsten Beweise an die Hand, daß durch übermäßige von dem Landesherrn gemachte Schulden, dieselben oft in das größte Unglück gestürzt, und an den Rand des Verderbens gebracht worden sind. Durch die nächsten Folgen solcher unverhältnißmäßigen Schulden, nehmlich durch drückende Auflagen, ist in solchen Ländern oft Industrie und Wohlstand untergraben, und damit selbst dasjenige, was dem Staatskörper Kraft und Nahrung giebt, zerstört worden. Es ist daher auch kein Wunder, daß bey einem solchen verschuldeten Zustande, die besten Anstalten, und sogar diejenigen, die für die Angelegenheit der Menschheit die wichtigsten, öffentlicher Unterricht der Jugend, aus Mangel der Hülfsmittel und Unterstützung nicht gedeihen können, und daß die Landesregierung bey ihrem besten Willen, Glück und Wohlstand der Unterthanen zu verbreiten, unthätig bleiben müsse. Sogar die Achtung benachbarter und an-

genten mit Lobsprüchen überhäuft, wenn sie auch nichts, als ihre Pflicht thaten; nichts von jenen Ausschmükkungen seiner Absichten und seiner Kenntnisse, die er bey der Regierung seines Staats an den Tag legte. — Die Ausdrücke von Huld und Gnade wurden nur als Ueberbleibsel des alten Geschäftsstyls gebraucht, und bey allen Verordnungen wurde mehr auf die Wohlthätigkeit des Gesetzes, als auf das persönliche Verdienst des Regenten hingewiesen. — Kurz, man

derer Staaten verschwindet, und in Ansehung der äußern Verhältnisse, ist es um die politische Existenz eines solchen bedrängten Staats geschehen; in Rücksicht der innern aber haben oft die edelsten Vorrechte der Fürsten verschleudert werden müssen, oder man hat sich ihrer Beschränkung nicht erwehren können. Es ist daher, bey solchen traurigen Folgen, auch für die hiesigen Lande eine Angelegenheit von der äußersten Wichtigkeit, dieselbe für solche unglückliche Ereignisse zu verwahren zu suchen, und dahin Bedacht zu nehmen, daß das enge Band zwischen dem Wohlstande des Landesherrn und der Glückseligkeit der Unterthanen nie möge geschwächt, oder wohl gar aufgelößt werden. Wir glauben, daß es eins der wirksamsten Mittel seyn werde, diesen großen Zweck zu befördern, wenn Wir uns selbst die Hände binden, keine Schulden zu machen, und besonders Unsere fürstliche Kammer zu sichern suchen, daß nie, ohne eine rechtmäßige Ursache dergleichen auf sie gebracht werden können."

bemerkte im ganzen Lande kein Prunken mit den guten Einrichtungen desselben, keine glänzenden Ausstellungen und Beschränkungen seiner Vorzüge; — man vermied die Bekanntmachungen derselben in auswärtigen Zeitschriften, — weil dem Herzoge alle diese Dinge völlig unnöthig zu seyn schienen. Nie ist ein solches Ausstellen anbefohlen worden, und die Bekanntmachungen der wohlthätigsten Beschlüsse gingen durch die gewöhnlichsten und ungesuchtesten Wege — der wöchentlichen Anzeigen.

Liebe der Unterthanen zu ihm.

Die Liebe der Unterthanen brachte diesem Fürsten von Zeit zu Zeit die schönsten und herzlichsten Opfer, ob man gleich wußte, daß er allem äußern Gepränge nicht sehr geneigt war. — Alle diese Feste, die man ihm gab, oder geben wollte, hatten durchaus nicht die Absicht, das Herz des Regenten durch ein Spiel des Luxus zu gewinnen, sondern ihm die wärmste Dankbarkeit des Volks zu erkennen zu geben, — und ihm zu zeigen, wie sehr man die Lebensfortdauer eines solchen Regenten wünsche! Die Feier seiner Gelangung zur Regierung hatte wenig Glänzendes, — mehr noch das Leichengegängniß seines Herrn Vaters, dem er nebst seinen Kindern in feierlicher Stille beiwohnte. — Man wagte es kaum, den ersten Fürsten seiner Zeit,

der sich von diesem Augenblicke an mit so vielen Geschäften belastet sahe, zu zerstreuen. Er hatte sich über das Unnöthige dieser öffentlichen Huldigungen laut geäußert; man verstand ihn, und während seiner ganzen Regierung hat man ihm nur einigemahl, und zwar nur bey den wichtigsten Gelegenheiten, wo sich das Herz des Volks ausschütten mußte, glänzende Beweise der Volksliebe gegeben. — Sie verdienen in der Geschichte dieser Liebe einer Erwähnung. — Dankbar hatte sie der Herzog empfunden, und jedes Wort dieses Dankes ging bey dem glücklichen Volke von Munde zu Munde. Zehen Jahre lang hatte das Land die Segnungen der neuen Regierung gesehen und genossen; der größte Theil der Schulden war getilgt; der Unterthan lebte zufrieden, von der Gerechtigkeit und dem Edelmuthe des Fürsten geschützt, gleichsam in einem kleinen Paradiese des Wohlstandes und Handels; die Abgaben waren in allen Ständen verringert, vornehmlich der Landmann lebte in einem Reichthume, den er nie gekannt hatte, — als der Herzog seinen ältesten Sohn, den Erben dieses gleichsam neugeschaffenen Staats mit der liebenswürdigen Prinzessinn von Oranien vermählte, — Diese Begebenheit erfüllte das ganze Land mit der lebendigsten Freude. Man sah froh in die Zukunft hinaus, und beschloß um desto inniger und herzlicher eine Feier, welche sich das Land selbst, der allgemeinen Achtung seines Fürsten, der Zuneigung zu dem künftigen

Regenten und der Würde des gesammten Fürstenhauses gab. — Wir übergehen das Individuelle dieser Volksfreuden, und bilden nur ihren allgemeinen Geist ab.

„Zu einer Zeit, (sagt der würdige Herausgeber des Denkmahls der Liebe eines guten Volks zu seinem guten Fürsten *) da bey weiten die meisten Völker, bald dumpfer bald lauter gegen ihre Beherrscher murren, und bey weitem die meisten Beherrscher bald mehr bald weniger Mißtrauen gegen ihre Unterthanen gefaßt zu haben scheinen, und sich nichts Gutes zu ihnen versehen, — ist es für den Menschenfreund ein eben so merkwürdiges als rührendes Schauspiel, die ungeheuchelten, durch nichts als innern Herzensdrang veranlaßten Ausbrüche einer wirklichen leidenschaftlichen Liebe eines glücklichen Volks zu seinem allverehrten Fürsten und dessen ganzer, in allen ihren Zweigen geliebten Familie zu bemerken. — Wie ein gewaltiger, seine Dämme durchreissender Landstrohm ergoß sich bey dem feierlichen Einzuge unsers geliebtesten Erbprinzen mit seiner neuvermählten Gemahlin das dankbare und liebevolle Entzücken eines Volks, welches durch seinen ernsten und ruhigen Nationalcharakter zu enthusiastischen Aufwallungen sonst wenig aufgelegt ist.“ — Das größte Interesse erhielten alle diese Auftritte dadurch, daß sie schlechterdings durch nichts anders, als durch die reinste

*) Vom Herrn Rath Campe. 1790.

Freude, Liebe und Dankbarkeit eines unter der Leitung seines Fürsten sich glücklich fühlenden Volks entstanden. Sie wurden von Seiten des Hofes nicht nur durch nichts veranlaßt, sondern die bekannte Denkungsart des Herzogs, der am feierlichen Gepränge, in so fern es nur das ist, kein Wohlgefallen finden konnte, legte sogar dem Ausbruche unserer Empfindungen ein abschreckendes Hinderniß in den Weg. Dieses Hinderniß mußte erst überwunden werden. Jedes andere Volk würde vielleicht in der bloßen Vorstellung desselben eine hinlängliche Abkühlung für seinen patriotischen Enthusiasmus gefunden haben; nicht das unsrige. Ein so heiliges Gesetz ihm auch sonst jeder nur geahndete Wunsch seines großen Fürsten war; so glaubte es doch dießmahl aufgefordert durch ein Gesetz der Natur, dreist eine Ausnahme davon machen zu dürfen. Die verschiedenen Gesellschaftskörper unserer Stadt, die der Schützen und eines beträchtlichen Theils der übrigen Bürgerschaft, die ganze Kaufmannschaft, das Corps der Kaufmannssöhne und Kaufmannsdiener, die Gülden der Knochenhauer, der Hausschlächter, der Zimmerleute, der Maurer und Steinmetzen, der Tuchmacher, die Judengemeine und mehrere Chöre junger Töchter der Stadt — bäten um die Erlaubniß, ihre ehrfurchtsvolle Freude und zwar jeder auf seine eigene Weise an den Tag legen zu dürfen; und — denn wie hätte das Herz des edelsten Fürsten der liebevollen Gewalt, die ihm angethan ward, wi-

verstehen können — erhielten sie. Die ganze Stadt wünschte sich die Erlaubniß zu einer allgemeinen Erleuchtung, — und erhielt sie. (Man hatte beym Ansagen dieser Erlaubniß einige der kleinern Gäßchen aus der Acht gelassen; aber die Bewohner derselben, die so gut, als die Bewohner der großen Straßen, ein Herz hatten, das seine Empfindungen zu ergießen wünschte, gaben sofort eine Beschwerde über diese scheinbare Hintansetzung ein, und mußten durch die Versicherung beruhigt werden, daß man sie nicht absichtlich übergangen hätte.) Mehrere Gesellschaften junger Leute aus der Stadt und vom Lande suchten um die Erlaubniß nach, beym Einzuge des durchlauchtigsten Paars die Pferde abspannen zu dürfen, und sich an ihre Stelle zu spannen, und erhielten — sie nicht; — weil der bescheidenste und menschlichste aller Fürsten nicht zugeben konnte, daß seine Unterthanen sich im Uebermaße ihrer Freude zu einem Thiergeschäft erniedrigten." Die Erleuchtung der Stadt war eine der glänzendsten, und man kann hinzusetzen der herrlichsten, die man hier jemahls gesehen hatte. Die hundertfachen, Sinnbilder und Einschriften, gleichviel ob sie geschmackvoll waren oder nicht, — sprachen die Liebe des Volks zu seinem Fürsten aus, — und hätte es noch etwas Köstlicheres, als ein allgemeines Wohlwollen der Herzen gegeben, man hätte es mit Liebe geopfert. —

Ein zweites, vielleicht in seiner Art einziges, unvorbereitetes, herzliches Volksfest veranlaßte die Zurückkunft des Herzogs aus dem französischen Kriege im Februar 1794. Der Herzog hatte sich, nach einem nicht mehr durchzuführenden Plane, bey den sonderbarsten Verwickelungen zweier Cabinetter, wobey Oestreich die Superiorität spielte, entschlossen, die preußische Armee zu verlassen. Der Herzog sagte damahls der preußischen Generalität bey Abgabe der letzten Parole: „Meine Herren! ich bin grau geworden mit Ehre; — aber in dieser jetzigen Lage ist keine mehr zu erwarten," — und Thränen benetzten seine Augen. — Die Umstände hierzu waren für ihn dringend. — Seine Unterthanen trauerten hierüber mit ihm. Sie dachten sich ihn überdieß in einer finstern Stimmung; man wagte kein Volksfest, keine Bewillkommung, keine Erleuchtung der Stadt. — Aber die Liebe muß sich aussprechen, auch wenn es ihr versagt wird. — Dieser Tag drückte alles aus, was der Fürst seinem Volke war. Kaum war er in einem ganz einfachen Wagen in der Nähe der Stadt angelangt, als viele tausend Menschen, ohne ein gedungenes Vivatrufen, ihm entgegen ströhmten, um den theuern Vater des Vaterlandes, nach so viel unverschuldeten Stürmen, wieder zu sehen, — ja, ihn wieder zu sehen, wie er war, und wieder zu besitzen als einen liebenden Schutzgeitz seines Volks, wie er es immer gewesen war. Auch nicht ein

glänzendes Opfer, nur einige patriotische Gedichte von den bessern Dichtern des Landes wurden dem großen Wiederkommenden gereicht; — als er aber kaum eine Stunde nachher vom Schlosse herab nach einer benachbarten Straße zu einem Besuche seiner würdigen Frau Mutter eilte, hielten ihn die tausende der um ihn versammelten Bürger fest, und wer das Glück hatte, — nur sein Kleid berührt zu haben, wurde beneidet. Der alte berühmte Musiker Fleischer hatte sich durch die Reihen gedrängt, ergriff die Hand des Herzogs, und bedeckte sie mit Thränen. Reden konnte er nicht. — Wer einen Freund hatte, lud ihn zum Festmahle ein. In allen größern Häusern herrschte nur ein Ton der dankbaren Freude, — ohne Geräusch und frivolen Prunk, man hatte ja das stille Leben eines großen Mannes wieder gefunden, den das Geschwätz des Frohsinns nur beleidigt haben würde.

Statt der Verschwendungen an Lichter und Farben sammelten die braven Braunschweiger ein ansehnliches Kapital zum Andenken dieses wahrhaft großen Festtages zur Erhaltung von 12 Greisen, die nicht mehr von ihrer Hände Arbeit leben konnten. — Dieses so patriotisch gegründete Institut besteht noch. — Wenn wir in den Geschichten der Vorzeit solche Beyspiele der Volksliebe lesen; so wird unser Herz bis zu Thränen erwärmt, — und wir hatten sie nebst dem edeln Fürsten so ganz in der Nähe! O wie weit hinaus geht

das Wahre und Schöne über alle Ausschmückung! Das Herz sucht nur das Bessere, und es läßt sich hierin nicht täuschen. Auch die Universität Helmstädt feierte dieses wahrhaft große Nationalfest des Wiedersehens auf eine dem wichtigen Gegenstande würdige Art in einer Sitzung der deutschen Gesellschaft. Einer der Professoren verglich die jetzige Freude der Braunschweiger mit der Freude der Römer bey der Rückkunft Trajans vom Rhein. — Die Universitätskirche war nie so voll gewesen. Die Predigt des Abt Henke gewann aller Herzen, und das neue erhabene Te Deum des Abt Pott gab dem religiösen Gefühle des Danks und der Freude die reinsten Stimmungen. Am Schluße der Feierlichkeit traten die Professoren selbst an die Thüren, und sammelten für die Armen und Waisen der Stadt eine Collecte, die man wirklich glänzend nennen konnte. — Ich merke hier nur noch dieß an, daß der bescheidene Regent es nicht einmahl gern sah, daß diese Feierlichkeiten im Drucke erschienen, indem er sich äußerte: daß sie doch nur für sein kleines Land Interesse haben könnten.

Endlich erwähne ich hier noch eines Festes, welches mit eben dem Enthusiasmus der Liebe und Anhänglichkeit an den edeln Fürsten des Vaterlandes überall mit tiefer und dankbarer Rührung gefeiert wurde. Ich meine den Einzug des Herzogs von Oels mit seiner jungen liebenswürdigen Gemahlinn, einer Prinzessinn von Baden. Der Ruf von der Schönheit und

der hochgebildeten Seelengüte dieser jungen Fürstinn ging vor ihr her; aber sie übertraf noch alle Erwartungen des glücklichen Volks, als sie wirklich unter uns lebte. — Man sah in ihr eine neue Mutter des Landes, die Mutter eines neuaufblühenden Fürstenstammes, und die zärtlichste Gattinn eines geistreichen Fürsten, der sie mit Recht wie seine Heilige verehrte. — Als ihm der erste Prinz geboren wurde, feierten alle gefühlvolle Seelen des Landes ein stilles aber desto herzlicheres Dankfest. Neue Hoffnungen gingen auf — und das ganze Land rief dem theuren Neugebornen ein zärtliches Willkommen entgegen. —

Ferner lag in dem Charakter des Herzogs ein bleibender Zug von Gutmüthigkeit und Wohlthätigkeit, der durchaus nicht zu verkennen ist, wenn auch einzelne gegen diese Meinung auftreten. Wir haben diesen Zug schon oben eine Eigenthümlichkeit des alten Fürstenhauses genannt. Die Geschichte kennt in der Reihe dieser gutmüthigen Herren keinen, der als freiwilliger Despot erschien. — Und wenn uns einzelne Critiker des Herzogs bereden möchten, daß sein Charakter hart gewesen sey; so tritt dagegen der größte Theil seiner Unterthanen auf, und weist den Tadel in seine Grenzen zurück. —

Eine der ersten Handlungen, womit der Herzog seine wahrhaft glorreiche Regierung begann, war ein

seltener Beweis seiner Großmuth, und verdient in den Annalen der Geschichte oben an zu stehen. Er hatte schon als Erbprinz, und bey seiner so gerechten Sorgfalt für das künftige Glück des verarmten Staats, eine Menge größerer und kleinerer Diener kennen gelernt, die ihren Beruf vernachläßigten, die zu große Gutmüthigkeit und Nachsicht seines Herrn Vaters mißbrauchten, und dem Emporkommen einer bessern Staatsökonomie im Wege standen. Andere hatten den künftigen Regenten gereizt, oder, auf das Vertrauen seines Vaters stolz, ihn wohl gar beleidigt. — Die Nahmen dieser Männer waren auf einer Liste als solche notirt, welche bey der neuen Regierung als untaugliche Werkzeuge außer Thätigkeit gesetzt werden sollten. Diese Männer sahen auch zum Theil ihr künftiges Geschick vorher, und zitterten vor dem Augenblicke, wenn der alte Regent aus der Welt gehen würde. — Aber der Herzog war größer, als diese Leute. — Er fühlte es beym Antritte seiner Regierung, daß er als wirklicher Regent andere Maximen zu befolgen habe, und daß er seine Persönlichkeit von den Pflichten des Souverains oft werde trennen müssen. — Er durfte auch nach den Regeln der strengsten Klugheit und Mäßigung diejenigen nicht gradezu verstoßen und herabwürdigen, welchen sein Vater Vertrauen und Achtung geschenkt hatte. Der Herzog durchstrich in den ersten Tagen seiner Regierung die Liste der Verurtheilten, ließ

jeden in seinen Amtsgeschäften ruhig, jedoch unter einer bessern Aufsicht, fortwirken, und versetzte sogar mehrere derselben in eine vortheilhaftere Bestimmnng. — Dieß lag in dem Charakter dieses Fürsten, wie in allen bessern und lebendigen Geistern, denen die Großmuth eigen ist. — Es läßt sich aber auch denken, daß in dem freudigen Gefühle: der Regent eines eigenen Landes geworden zu seyn, so manche individuelle Erbitterungen untergehen mußten, da nach einem Erfahrungssatze die Erfüllung lange genährter Wünsche die Herzen der Menschen weicher und gütiger zu machen pflegt. Alle größere und beßere Regenten pflegten nicht mit Bestrafungen, sondern mit Güte und Begnadigungen ihre große Bahn anzutreten.

Wir haben ferner schon oben angedeutet, daß diese scheinbare Härte in Absicht seiner Oeconomie ihm nicht natürlich war, — und wenn sie nach der Verbesserung seiner Finanzen dennoch bisweilen grell hervorleuchtete; geschah es durch die Schuld des einmahl eingeführten Rechnungswesens. Oder der Herzog war auch oft aus Prinzip weniger wohlthätig, weil er vielen Leuten nie genug geben konnte; — oder weil er bemerkte, daß man nur einen Augenblick seine gute Laune vortheilhaft benutzen wolle, — in welchem Falle er leicht aus der guten Stimmung in den ganz entgegengesetzten Gemüthszustand übergehen konnte. — Außerdem hatte er die Erfahrung gemacht, daß die Menschen leicht

durch die Güte des Regenten verwöhnt werden, daß sie sich bald der Gefälligkeiten desselben rühmen, und das Publikum gern zu überreden suchen, wie weit sie in seiner Gunst gekommen sind. Alles dieß war ihm zuwider. Er wollte und konnte vielleicht keinen Liebling haben, — um, nach seiner Meinung ein freier Mann zu bleiben, was doch der Regent am wenigsten zu seyn pflegt. Bisweilen hielt auch der Herzog seine Wohlthätigkeit, besonders bey seinem Hofstaate, darum zurück, weil, wenn er einem etwas bewilligte, alle übrige mit ihren Ansprüchen auf eine ähnliche Gnade des Fürsten hervortraten, und ihn mit immer neuen Bitten bestürmten.

Daß er in den theuern Zeiten, in den letzten Jahren seiner Regierung, bey dem entschiedenen Wohlstande seiner Finanzen, die Besoldungen seiner Staatsdiener nicht erhöhete, ist ihm besonders zum Vorwurfe gemacht worden, vornehmlich da man glaubte, daß die Theurung des Getreides ein künstlicher Preis sey, weil die Pachtungen an die Meistbietenden vergeben wurden, also die Preise von den Pächtern und Gutsbesitzern willkührlich bestimmt werden könnten. Allein diese Ansicht ist doch auch wiederum nur einseitig. Der Herzog hatte wirklich die gute Absicht, die Besoldungen zu erhöhen, und zwar auf eine Art, daß jeder das Wohlthätige hierbey fühlen sollte. Die Summe hierzu war aber ungewöhnlich groß, und die gesammte

Berechnung war mit Schwierigkeiten verbunden, deren Abfertigung der Herzog sich in den letzten unruhigen Lebensjahren nicht unterziehen wollte. — Auch war ihm hierin noch kein anderer vorangegangen. Denn was hierbey Preußen und Hessen thaten, betraf nur das Militär, und war von keiner großen Bedeutung. Ueberdieß bemerkte der Herzog selbst bey seinen mittelmäßigbesoldeten Dienern einen gewissen Luxus, der ihm die Erhöhung der Besoldungen bedächtlich machte, und der ihm als ein Grund angegeben wurde, der zunehmenden — Eitelkeit nicht noch mehrere Nahrung zu geben.

Dagegen weiß man aber auch, daß der Herzog von seinen Unterthanen nichts erpreßte, sondern sie in allen Ständen mit einer Güte und Nachsicht behandelte, die wirklich bisweilen zu nachsichtig war. — Die Obrigkeiten hätten es nicht wagen dürfen, irgend einen Menschen zu drücken, oder seinen Rechten auf irgend eine Art zu nahe zu treten, da es auch dem geringsten Unterthan erlaubt war, seine Beschwerden dem Herzoge sogar persönlich einzureichen. — Man sahe ihn oft mitten auf den Straßen von Bürgern und Bauern umringt, die ihm ihre Bitten oder Beschwerden vortrugen, und gemeiniglich von ihm mit der herablassendsten Güte angehört, oder zurecht gewiesen wurden. Er kannte die Beamten genau, welche seine Unterthanen menschenfreundlich oder hart behandelten,

und die letztern mußten immer seine strengen Verweise fürchten. Der Herzog begünstigte während seiner ganzen Regierung vornehmlich den Landbauer, weil durch dessen Fleiß und Wohlhabenheit der Reichthum eines Staats vorzüglich befördert wird, und weil er bey diesem Stande den meisten **Patriotismus** zu bemerken glaubte. Er legte einen großen Werth auf den Gedanken: daß der Bauer in seinem Lande glücklicher und zufriedener, als anderswo, lebe, — und wirklich durfte man auch nur über die braunschweigische Grenze treten, um sich hiervon aufs deutlichste zu überzeugen. Die Abgaben des Landmannes waren so geringe, daß nur Unvernünftige darüber klagen konnten, und es begann daher unter den Bauern des braunschweigischen Landes ein Wohlstand, der in einen sichtbaren Luxus ausarten mußte, während der Städter in den theuren Jahren Noth zu leiden anfing. — Alle benachbarten Provinzen wünschten dennoch unter einer — Braunschweigischen Regierung zu leben. —

Aber auch der Bürger wurde nicht gedrückt, sondern litt nur durch seine von dem Landmanne verschiedene Lage. Die Abgaben der erstern waren nicht sehr beträchtlich; die auf die Lebensmittel, und selbst auf die Luxuriosa gelegte Accise war geringer, als in allen benachbarten Ländern; man kannte keine Kopfsteuer, keine Handelspresse, keine Sperrungen des Getreides. — Der Soldat durfte den Bürger nicht belästigen; und

er war, gegen den Bürger gerechnet, gewissermaßen zurückgesetzt, und mußte mit den schlechtern Zimmern vorliebnehmen. Die Magistratspersonen durften das Recht der Städter nicht beugen, da dergleichen Dinge dem Herzoge augenblicklich bekannt wurden. Es gab keine Recrutirungen in den Städten, und alle Gewerbe genossen ihre alten Privilegien und Freyheiten, — die öffentlichen Umzüge einiger Gilden ausgenommen, welche der Herzog untersagte. Dieß geschah auch in Absicht des sogenannten Freyschiessens auf wenige Jahre, nach deren Verlauf den Bürgern diese Nationalbelustigung wieder gestattet wurde. —

Eine sehr große Wohlthat für das Land, besonders für den Städter, war die Abschaffung des verderblichen Lottospiels, wodurch eine große Menge Menschen, und selbst Personen aus höhern Ständen, in Dürftigkeit geriethen. Der neue Regent gab die Vortheile gern auf, die durch dieses Spiel gewonnen wurden, und entfernte aus seinem Lande eine Seuche, die alle Stände durch eine blinde Gewinnsucht ergriffen hatte. — Die Arbeits- und Krankenhäuser bekamen neue und bessere Einrichtungen; wiederum ohne alles Geräusch, ob sie gleich mit ähnlichen auswärtigen Anstalten dieser Art, von welchen viel Rühmens gemacht wurde, wetteifern konnten. Die Waisenanstalten, besonders in Braunschweig, erhielten eine edlere Form des Unterrichts und der innern Verwaltung. Der

Herzog billigte den Plan, in ihnen gute Volkslehrer zu erziehen, und alle Umgebungen gesund und schicklich einzurichten. Die Policey erhielt öftere Winke, mit den Einwohnern glimpflich zu verfahren, und die Klagen über Härte und unbillige Maßregeln zu vermeiden; — eine Maxime, die sehr gut gemeint war, aber in mehrern Fällen der Polizey selbst ihre Autorität nahm, da sich die Verbrecher überall auf die Gnade des Herzogs beriefen, und oft ungestraft entlassen wurden. — Das schönste Denkmahl einer landesväterlichen Wohlthätigkeit, welches sich der Herzog in den letzten Jahren seines Lebens stiftete, und dem der berühmte Leisewitz den letzten Theil seiner Tage voll edelster Humanität widmete, war die Aufhebung aller Betteley, indem man den Armen hinreichenden Unterhalt gab, oder sie zu nützlichen Arbeitern für das bürgerliche Leben machte. Der Herzog wurde in diesem Plane auf eine sehr edelmüthige Art durch die reichen Beyträge der Stadt Braunschweig unterstützt; — ein Beweis, wie viel und wie gern seine Unterthanen mitwirkten, wenn er sie in der Sprache des Landesvaters dazu auffordern ließ.

Als seine Finanzen in einen bessern Stand gebracht, und die Landesschulden, zum Erstaunen der Gläubiger, so schnell hinter einander berichtigt waren, hörte auch nach und nach die obengenannte Kargheit bey den Besoldungen auf. Die neuangestellten Staatsbedienten, welche der Herzog als eine neue Generation für die künf-

tige Regierung betrachtete, bekamen zum Theil viel bessere Gehalte, als die ältern, und er gab vorzüglich den aus der Fremde Berufenen, oder denen, welche ins Ausland gerufen wurden, mehr, als sie in jedem andern Lande erwarten konnten. Dieß erregte bey den ältern Staatsdienern mannigfaltigen Mißmuth. Aber die Regierung scheint dabey von dem Grundsatze ausgegangen zu seyn, daß ein alter Staatsbeamte, welcher so viele Jahre hindurch mit seinem Gehalte sich begnügt hatte, durch die lange Gewohnheit ein guter Haushälter geworden sey, — dagegen sie von den jüngern, an einen größern Luxus Gewöhnten, überall Klagen über schlechte Besoldungen hören mußte. — Aber es ist auch bekannt genug, daß der Herzog oft den schlecht Besoldeten gern entgegen kam, durch kleine Vortheile ihren Zustand erleichterte, für ihre Kinder sorgte, und, wenn ihm die Sache im rechten Lichte vorgestellt wurde, oder seine Rechnungsführer ihm nicht im Wege standen, — sein Ohr nicht leicht einem Unglücklichen verschlossen hat.

Der Herzog unterstützte überhaupt alles gern, dessen Nutzen für den Staat in die Augen fiel. Er beförderte durch seine Aufmunterungen die entstehenden Industrieschulen, und besuchte in eigener Person die vortrefliche Töchterschule zu Blankenburg, und würde für diese heilsame Anstalten noch sehr viel gethan haben, wenn er länger gelebt hätte. Einer andern Privaterziehungsanstalt schenkte er das fürstliche Landschloß zu Vechelde,

wo sein Großoheim, der Herzog Ferdinand, die letzten Jahre seines stillen Lebens verlebt hatte. — Der Herzog ließ in den Städten und auf dem Lande eine Menge Kinder und junge Leute frey unterrichten, oder auch studieren, und war denjenigen besonders gewogen, die seine Wohlthaten zu ihrer Bildung benutzt hatten. Sobald er nur Fleiß und Application bemerkte, gab er gern, und oft unaufgefordert. Er unterstützte viele junge Handwerker und Lehrlinge, die sich den Künsten widmeten, und gab sich die Mühe, auch die geringen Proben ihrer Arbeiten zu beschauen; er munterte oft persönlich junge Leute zum Fleiß auf, — oder ließ andere zu sich kommen, um sie durch ernste und gütige Warnungen und Lehren aus der Irre zurückzuführen.

Seine Wohlthätigkeit ging so weit, daß man ihn oft auf der Straße, von Armen umringt, und Geld unter sie austheilen sahe. Besonders benutzten solche Gelegenheiten die zudringlichen Soldaten und Soldatenfrauen, welche ihm sogar einstmahls den Geldbeutel aus der Hand nahmen, und die Münze unter sich selbst vertheilten, ohne daß er hierüber aufgebracht schien. — Er bezahlte nicht selten die Schulden seiner Leute, oder armer Staatsdiener, besonders wenn sie zahlreiche Familien hatten, oder er gab Summen her, von welchen er wohl wußte, daß man sie nie zurück zahlen würde. Viele hundert Emigrirte fanden in seinem Lande ihr Asyl, und in seiner Wohlthätigkeit die edelmüthigste Un-

terstützung. Sie genossen aller Vortheile und Freyheiten der Eingebornen, sie besuchten die Hofzirkel; sie erhielten zum Theil ansehnliche Pensionen, und die endliche Entfernung einiger der Vornehmsten geschah nur durch eine Insinuation der preußischen Regierung. — Die Summen, welche der Herzog auf sein Regiment in Halberstadt verwendete, waren außerordentlich; sie waren aber oft mehr Beweise seiner Liberalität, als seiner Wohlthätigkeit. Er legte einen Werth darauf, das schönste Regiment im preußischen Corps aufstellen zu können, — und vielleicht hat Deutschland in dieser Art wirklich nichts Schöneres gesehn. Aber es war nun einmahl ein Ideal, das für das Allgemeine einer Armee nie brauchbar werden konnte.

Der Herzog erstaunte oft mit großem Unwillen über die Härte anderer Menschen z. B. der Geizigen, ob er gleich selbst ein strenger guter Wirth war. — Diese Gefühllosigkeit bezeichnete er oft mit den stärksten Namen, und erzählte mehrmahls sehr naive Anecdoten aus den Biographien der Geizigen, selbst aus dem Leben seines Großvaters. Mehrere einzelne sehr inhumane Handlungen Friedrichs des Großen tadelte er sehr stark und laut, so wie er ohne Ansehn der Person alles tadelte, was nicht gerecht war. Der unsterbliche Friedrich der Große war oft ein hartherziger Despot, vornehmlich bey der Armee, und der Herzog hatte Gelegenheit genug, ihn in einer sehr bedeutenden Nähe in

die Augen zu fassen. Er verehrte diesen großen Monarchen gewiß mit der reinsten Anerkennung seiner unsterblichen Verdienste; aber die zahllosen Lobredner desselben machten ihn oft unwillig, und er äußerte einst: „Man würde den König mehr unter den Menschen finden, wenn man ihn nicht zu sehr über den Menschen hinaussetzte.“

Wie weich und dankbar das Gefühl des Herzogs in einzelnen Augenblicken für verdienstvolle Männer seyn konnte, beweist folgende Anecdote. — Die öftere Kränklichkeit seines alten Lehrers, Jerusalem, erregte viele Jahre lang eine allgemeine Theilnahme. — Die fürstliche Familie schien nicht ruhig zu werden, so lange dieser Zustand Jerusalems dauerte. Der Herzog, damahliger Erbprinz, besuchte den Kränkelnden sehr oft. Endlich wurde sein alter Lehrer wirklich krank, und tödtlich krank. Man verzweifelte an seiner Genesung. Seine Kinder lagen in einer feierlichen Stunde kniend an dem Bette des tödlich Kranken. Der Erbprinz will den Sterbenden noch einmahl sehen; er schleicht in das Krankenzimmer; er sieht die auf den Knien liegende Familie seines Erziehers; er neigt sich still und wehmüthig neben dem Bette zur Erde nieder, und bittet mit tiefer Rührung die Vorsehung um das Leben seines Jugendfreundes. — Wenn es der unerforschlichen Natur angemessen ist, durch den Anblick eines Tödlichkranken tiefgerührt zu werden, vornehmlich wenn wir

diesem Kranken große Verbindlichkeiten schuldig sind; so handelte der Erbprinz damals gewiß ganz nach seinem innersten Gefühle, und auf Antrieb seines Herzens. Es war etwas gewöhnliches, daß er sich nach dem Befinden verdienstvoller Staatsdiener und Gelehrten erkundigen ließ, welche krank lagen. — Er besuchte sie bisweilen selbst, und empfing die Nachrichten von ihrem Tode mit sichtbaren Rührungen. In solchen wehmüthigen Augenblicken pflegte er denn auch schon gemeiniglich die nicht unbeträchtlichen Gnadengehalte zu bestimmen, welche die Nachgelassenen der Verstorbenen genießen sollten. — Man sah ihn mehrmahls bey dem Tode alter Freunde und Staatsdiener weinen, bey der Nachricht von dem unglücklichen Ende seines edelmüthigen Geheimen Secretärs war er in der ersten Stunde wie zermalmt. — Ich weiß es, daß der Herzog großer und inniger Rührungen fähig war, und er zeigte sie oft da, wo er nicht beobachtet wurde, und wo jene sogenanten Ausstellungen gar nicht denkbar waren. — Es ist freilich nicht zu läugnen, daß ihn die Sentimentalität des Zeitgeistes nur zu oft gerührt sehen wollte, und daß oft sehr unbedeutende Menschen eine Theilnahme von ihm verlangten, als ob er ein Mitglied ihrer Familie gewesen wäre. — Und so dachte fast der größte Theil des Publikums. Die geringfügigsten Klagen und Familienleiden einzelner Bürger und Hofleute wurden ihm zu Ohren gebracht,

bracht, weil man glaubte, daß er sich als Landesvater für alle diese Dinge sogleich warm interessiren müsse. Dieß war eine Zudringlichkeit, die leicht in das Ueberlästige fiel, und die, wenn der Herzog ihr nicht entgegen kam, denselben hinterher der Kälte beschuldigte. — Man hätte doch auch bedenken sollen, daß in dem großen Weltleben im Alter und in dem Wirwar der Geschäfte das Gefühl, selbst edler Menschen, etwas von seiner Empfänglichkeit zu verlieren pflegt, und nach und nach in seinen Aeußerungen eine Zurückhaltung annimmt, ohne daß es für die Leiden der Menschen wirklich erkaltet ist. Wenn ein Regent sein warmes Mitgefühl sogleich einem jeden, wie ein gemeines Gut, hingeben wollte; so würde man ihn gar bald einer Schwäche beschuldigen, und der Neid würde sogleich, — und vielleicht mit Recht, gegen eine zu weitgetriebene Humanität — die Satyre reden lassen.

Man hat den Herzog so oft mit Friedrich dem Großen verglichen! — und wirklich sah man eine gewisse Aehnlichkeit in den Charakteren beyder, die schon zufällig durch das Eigenthümliche der Verwandschaft entstehen konnte. — Aber man hat sich gewiß in beyden geirrt, wenn man sie als Misantropen aufstellte. — Eine höhere Ausbildung, die beyde empfingen, war den Maximen der Misantropie geradezu entgegen, und die Abneigung gegen Individuen beweist nichts gegen den

Charakter, obgleich so viele, die das Herz des Regenten nicht gewinnen konnten, ihn sogleich einen Misantropen nannten. Der Herzog befand sich hierbey in einer übeln Lage. Die Gefälligkeit und Popularität, die er in der Regel gegen alle Stände zeigte, erweckte nach und nach eine gewisse Kühnheit, mit jedem noch so unbedeutenden Wunsche hervorzutreten, und den Regenten damit zu belästigen. Der gütige Fürst vermehrte selbst hierbey seine Lasten, da auch der Geringste in sein Vorzimmer eingelassen wurde, und dasselbe, in Absicht der vermischten Versammlung, oft einer öffentlichen Gerichtsstube ähnlich sah. Hierdurch wurde das Publikum verwöhnt, und, wenn der belastete Fürst dann bisweilen durchgriff; so nannte man ihn wieder einen Misantropen, was er nie gewesen ist, und, vermöge seines weichen Charakters, nie werden konnte. Wie hätte sich auch nur eine solche Erkältung aller Philantropie in einem Charakter denken lassen, der von Natur so wohlthätig gegen Unglückliche war; und der besonders dem schönen Geschlechte so sehr huldigte! — Man kann einen Charakter nicht misantropisch nennen, in welchem noch die Liebe für das zweite Geschlecht wohnt, und der sich durch dieselbe glücklich und zur Welt hingezogen fühlt. —

Es ist wahr, daß dieser Herr gegen Frauen und Männer bisweilen erkaltete, welche er vorher besonders geachtet hatte; ein Wechsel in der Austheilung seiner Gunst und seines Vertrauens, der ihm, wie den meisten

Großen, eigen war. Diese Veränderlichkeit lag aber nicht so wohl in seinem Herzen, als in fremden Insinuationen und in seinem lebhaften Temperamente, welches endlich gegen das Alte und Gewöhnliche gleichgültig wurde, oder es zuletzt wohl gar lästig fand. Er fürchtete auch bisweilen, sich durch einen längern Umgang mit einzelnen Menschen an eine gewisse Abhängigkeit von ihnen zu gewöhnen, und brach dann jenen Umgang unerwartet ab, um in den Augen des Publikums independent zu erscheinen. — Oft hörte jener Umgang auch darum auf, weil die Begünstigten es zu bald verriethen, daß ihre Ergebenheit gegen den Herzog nichts weniger, als uneigennützig, oder auch nur — eine Art von Hypocrisie war. — Hätte sich der Herzog auch bisweilen wirklich als Misantrop gezeigt; so würde man ihn hierbey in vielen Rücksichten entschuldigen müssen. Er hatte, wie er oft sagte, die schmerzlichsten Erfahrungen über die Treulosigkeit der Menschen gemacht, und oft die, welche sich seine Freunde nannten, hinterher als seine Verläumder und Tadler kennen gelernt. — Diese Erfahrungen mußten für ihn um so schmerzlicher werden, weil ihn selbst seine große Menschenkenntniß gegen die künstliche Verstellung dieser Leute nicht schützen konnte, — und er ihnen oft selbst dann noch seine Verehrung und eine Art des Vertrauens zeigen mußte, wenn er von ihren ungünstigen und zweydeutigen Gesinnungen überzeugt

war. Da er überall, vornehmlich in den höhern Ständen, so vielen Schimmer einer erborgten Ehrlichkeit bemerkte, und sich ihm so viele nur in einer erkünstelten Gestalt zeigten; so mußte endlich in ihm jene mißtrauische Stimmung entstehen, die man ihm so oft zum Vorwurfe machte. Er sagte mir einst: „der Glaube an die Redlichkeit der Menschen verrathe mehr Gutmüthigkeit, als Kenntniß der Welt. Jeder Regent sey mit Falschheit und Verstellung sogenannter dienstfertiger Leute umgeben, deren Herz nichts von ihren Worten wisse. Auch gebe es keinen Fürsten, welchen man in Wahrheit den Allgeliebten nennen könnte. Von einzelnen Menschen könne wohl ein Regent geliebt werden; aber, wenn man eine solche Liebe dem ganzen Volke zutraue; so sey dieß eine leere Grille.“ — Sehr stark äußerte er sich einst in Gegenwart eines seiner redlichen Staatsdiener: „daß es keine ehrliche Leute mehr gebe;“ — aber in dem Augenblick fühlte er das Harte in dieser Allgemeinheit des Urtheils, faßte die Hand des redlichen Mannes mit großer Freundlichkeit, und sagte: „nun es giebt Ausnahmen!“

Jenes Erkalten zeigte der Herzog besonders gegen mehrere sonst verdienstvolle Männer — beym Ausbruche der französischen Revolution. Es mußte ihm sehr auffallen, daß auch ihm, der bisher seinen Staat so trefflich regierte, die Nothwendigkeit einer allgemeinen Um-

wälzung der Dinge vorgerühmt wurde, — ihm, dessen ganzer Sinn dem Unfuge in Frankreich unmöglich geneigt seyn konnte. In seiner eigenen Residenz gab es ganze Familien, und zwar in den höhern und gebildetern Ständen, selbst unter seinen Staatsdienern, die dem Systeme, welches den Fürsten das Ende ihrer Regierungen ankündigte, laut das Wort redeten. — Man trieb die Freymüthigkeit und Unbesonnenheit des Urtheils so weit, daß man sogar in seiner Gegenwart die Räubereien eines Cüstine mit dem ähnlichen Benehmen einiger preußischen Generale im siebenjährigen Kriege entschuldigte, und nichts Besonderes darin fand, daß jener Cüstine dem Fürsten von Nassau sein ganzes Silberzeug raubte. — Ein braunschweigischer Bürger, welchem der Herzog etwas Hartes sagen mußte, hatte sogar die Dreistigkeit, ihm trotzig zu erwidern: „daß sich die Fürsten nun nicht mehr so ausdrücken dürften!" — Es entstanden sogar Gährungen und öffentliche Tumulte in seinem Lande, die der sogenannte Freiheitsgeist herbeyführte, und die mit Strenge getilgt werden mußten. — Die allgemeine Preßfreiheit, welche die Literatur in seinen Staaten genoß, verbreitete darin eine Menge kühner Schriften, welche den Fürsten bittere Wahrheiten sagten, und selbst die bessern Regenten in Anspruch nahmen. — Der Herzog las alle diese Zudringlichkeiten mit tiefer Indignation, und von dieser Zeitperiode an schien der Scepticismus dieses Fürsten

gegen die Redlichkeit und Dankbarkeit der Menschen besonders zuzunehmen. — Er sah sich verkannt, und mit Undank behandelt, er wußte es, daß man sogar sein Mitleid mit den unglücklichen Emigrirten unedel genug tadelte, — und es ihm gleichsam nicht einmahl gestatten wollte, seinen menschenfreundlichen Gefühlen nachzuhängen. — Man muß damahls in Braunschweig gelebt haben, um es zu wissen, welche Sprache dieser Schwindelgeist redete, und mit welcher kleinlichen Schadenfreude man diesen redlichen Regenten beobachtete, um ihm, in dieser kritischen Zeit, einen übereilten Schritt abzulauern. — Man trieb sogar ein Gespött mit dem Worte: Landesherr und Landesvater. Nicht einmahl den letzern wollte man noch den Regenten verstatten, weil das Wort Vater eine willkürliche Handlungsweise des Vaters gegen seine Kinder oder Unterthanen einschließe.

Da der Herzog nie so recht an die Vortrefflichkeit der Menschen glaubte, so kann es seyn, daß er sich bisweilen durch den Gedanken: „als Regent gefürchtet zu werden," beruhigte. Eine Maxime, die man nicht ganz verwerfen kann, weil auch der beste Regent, ohne gefürchtet zu seyn, nach und nach seine Würde verliert, und ein ganzer Staat sich nicht bloß durch Liebe und Güte regieren läßt. — Der Grund, warum dieser Herr wirklich gefürchtet wurde, lag wohl oft mehr in dem Ernste seines Aeußern und

seines prüfenden Blicks, als in der Meinung von seinem harten Charakter, — auch wohl in seiner kräftigen Sprache, die allen seinen Ideen, wenn er wollte, etwas Imponirendes gab. — Dadurch hielt er eine Menge Menschen von sich in Entfernung, die ihm gern näher gekommen wären, und er suchte sehr oft eine solche Entfernung, um nicht zu viel oder zur Unzeit belästigt zu werden. Oft wurden auch gewisse Leute gebraucht, jene Entfernnng zu bewirken. Diese waren es dann, welche den Fürsten in einer gewissen Härte erscheinen ließen, um ihren Aufträgen ein desto größeres Gewicht zu geben, während er selbst gegen die Zudringlichen kurz darauf sehr gefällig und sogar zuvorkommend werden konnte. Die Art und Weise, wie man oft die Befehle des Herzogs ausrichtete, indem man seinen Unwillen gegen einzelne Menschen nicht directe, sondern durch Umwege den Angeklagten wissen ließ, verursachte nicht selten unangenehme Spannungen der Gemüther. Die Unterthanen ließen sich lieber von ihm selbst harte Dinge sagen, und dieß that gemeiniglich eine viel bessere Wirkung. — Allein jene Umwege, verbunden mit so mancher Plattheit derer, die den Willen des Fürsten bekannt machten, erregten Erbitterungen, da man wohl wußte, daß der Herzog jene Plattheiten nicht billigte, und seine Diener in Absicht eines schonenden und humanen Benehmens, oft selbst gegen große Vergehungen, übertraf. — Man hatte

es so oft gewünscht, daß die Leute, welche ihn umgaben, wenigstens einen Theil seiner feinen und gefälligen Manier annehmen möchten; allein diese Menschen waren nicht zu bessern, und bisweilen wurden sogar Männer, die der Herzog sehr schätzte, mit einer unverzeihlichen Rohheit abgewiesen, wovon er freilich nicht unterrichtet war. —

Die allgemein bekannte Popularität dieses Herrn war ein neuer Beweis seiner wohlwollenden und gütigen Gemüthsstimmung. Er sprach mit allen Ständen auf eine ungezwungene, oft entgegenkommende und vertrauliche Art, bisweilen auch mit einer wirklich zu großen Deferenz, und Hingebung. Er wußte mit allen Menschen sich auf eine leichte und geschickte Art zu unterhalten, und in ihren Ideenkreis hineinzugehen. Er konnte mit der liebenswürdigsten Herablassung und mit einer rednerischen Kunst sprechen, die wenig Menschen eigen ist, gesezt, daß er sich auch bisweilen, wie Friedrich der Große, auf interessante Gespräche durch die Lectüre vorbereitet haben sollte. Dadurch, daß er die mit ihm Redenden so leicht und unbefangen auf ihre Lieblingsgegenstände, auf ihr Arbeitsfach, auf ihre Familienverhältnisse, auf ihre Wünsche und Hoffnungen zu führen wußte, dadurch, daß aus ihm der Mensch zu dem Menschen sprach, erwarb er sich eine fast allgemeine Anhänglichkeit, und söhnte oft selbst seine ärgsten Tad-

ler mit sich aus. — Selbst in seinem Zorne legte er gemeiniglich die Gründe seines Unwillens auseinander, und gab den Beklagten — Gelegenheit und Zeit, sich zu vertheidigen. Wenn er bemerkte, daß schüchterne Leute in seiner Gegenwart verlegen wurden; so machte er ihnen durch seine entgegenkommende Freundlichkeit und leicht zu beantwortende Fragen — Muth zum reden. In dieser Vertraulichkeit des Dialogs konnte er sich auf große Kleinigkeiten einlassen, wenn er wußte, daß die Sprechenden daran hingen, und konnte sich bisweilen die Mühe geben, schwächern Köpfen seine Ideen in weitläuftigen Deductionen auseinander zu setzen, oder auch die ihrigen mit großer Geduld anzuhören. — Im Gespräche und Conversationstone war dieser Herr wirklich ein Meister. — Er wußte durch seine Popularität die Gesellschaften zu beleben; er wußte jedem etwas Gefälliges zu sagen, ohne daß es erkünstelt war, — und die Feinheit dieser Popularität, vornehmlich in der französischen Sprache, die er fast mit grösserer Leichtigkeit als das Deutsche redete, war ganz sein Eigenthum. Wenn es entweder der Wechsel der Ideen so mit sich brachte, oder die gesellige Stimmung der Freude ein Opfer verlangte; so konnte der Herzog auch wohl eine Heiterkeit annehmen, und wirklich empfinden, die dem Frohsinne der Jugend glich. — Er konnte in solchen Augenblicken der guten Laune mit großer Herzlichkeit lachen, und in gegenseitiger

Mittheilung des Scherzes mit andern wetteifern. Treffende Repliken und treffender Witz pflegte ihn vornemlich sehr zu erheitern, ob er sich gleich des letztern aus Princip enthielt, und ihn meistens nur im vertraulichen Gespräche sehen ließ.

Der Herzog drückte sich selbst im Plattdeutschen mit großer Fertigkeit aus. Er hatte es sich absichtlich angeeignet, da der größte Theil seiner Unterthanen so sprach, und er sich ihnen darin besser, als durch das Hochdeutsche, verständlich machen konnte. Ich bin oft Zeuge gewesen, daß er sich mit Landleuten in dieser Sprache vertraulich unterhielt. Die Bauern erblickten hierin einen ganz besondern Beweis seiner Herablassung zu ihnen. — Wenn er mit seinen Leuten plattdeutsch sprach; so war dies gemeiniglich ein Zeichen seiner guten Laune, und er konnte es dann vertragen, wenn sie plattdeutsch antworteten, oder wohl gar Scherze nach ihrer Art mit einmischten. Wenn diese Scherze aus den Grenzen des Anständigen wiechen; so geboth er Stillschweigen, ohne sie weiter zu tadeln, weil er gemeine Leute nach dem Maße ihrer Bildung zu beurtheilen, und zu entschuldigen pflegte. — Ueberhaupt konnten seine Leute, wenn er gut gelaunt war, sehr freymüthig mit ihm reden, und ihm bisweilen sogar harte Dinge sagen, wenn es nur mit Ruhe geschahe, und sie einen Grund des Rechts für sich hatten. Sie nahmen es sich bisweilen heraus, sogar mit

ihm zu schmollen, welches sie so lange fortsetzten, bis der gütige Herr ihnen selbst wieder entgegen kam. — Es sey zu seiner hohen Ehre gesagt: daß er auch in dem geringsten Menschen — den Menschen ehrte, und einer geziemenden Freymüthigkeit nicht ungeneigt war.

Als einer seiner Bedienten einst zu lange ausblieb, und bey einem Volksfeste seine Dienststunde vergessen hatte, konnte der Herzog seinen gerechten Unwillen nicht unterdrücken, und sagte dem Bedienten einige harte Worte. Dieser blieb aber in seiner fröhlichen Stimmung, erzählte, wie lustig es auf der Masch (so nennt man ein braunschweigisches Volksfest) hergehe, und meinte, daß sein durchlauchtiger Herr sich davon selbst einmahl persönlich überzeugen möchte. Der Herzog fing bey der Jovialität des Mannes zu lächeln an, und der ganze Sturm war vorüber. — Ein anderer älterer Diener desselben hatte durch seine langen Dienstjahre gleichsam ein Privilegium erhalten, seinem Herrn die Wahrheit zu sagen, und sie sogar bisweilen mit einer Satyre zu vermischen. — Als der Herzog eines Tages mancherley Verdruß gehabt, und besonders mit einer Menge Bitten und Zulagen belästigt wurde, nahm er seinen Hund auf den Schoß; und streichelte das freundliche Thier mit den Worten: „du bleibst doch wenigstens noch mein Freund.“ Der alte sarcastische Kammerdiener lächelte, und sagte: das ist ganz natürlich, — der Hund will keine Zulage haben.

Der Herzog konnte die Wahrheit vertragen, was viele Große nicht können, nur mußte jene mit einer gewissen Feinheit und Würde gesagt werden. Er konnte es ruhig hören, wenn einzelne Mißgriffe bey der Staatsverwaltung mit Gründen getadelt wurden, nahm dann oft seine Ueberzeugungen zurück, — und konnte sogar oft in der Hitze den Widerspruch vertragen. Als ihm einst einer seiner aufgereitzten Hofmänner sagte: der Herzog könne die Wahrheit nicht hören, antwortete er mit großer Ehrlichkeit, ohne aufgebracht zu werden: „diese Beschuldigung ist unwahr, ich verdiene sie nicht.“ Seine Geschäftsmänner wußten es recht gut, wie freymüthig man mit ihm bey guter Laune umgehen konnte, wie gern er sich belehren ließ, und wie oft er sie sogar aufforderte, ihm ihre Meinungen ohne allen Rückhalt und ohne Furcht vor seiner Person zu sagen. Einer seiner Beamten, welchen er besonders achtete, und den er mehrmahls: mein Freund! nannte, nahm diese schmeichelhaften Ausdrücke nicht nur gleichgültig auf, sondern setzte auch noch die Worte hinzu: „Die Fürsten stehen zu hoch, als daß sie einen Unterthan und Diener ihren Freund nennen könnten; hierzu sind ganz andere Verhältnisse erforderlich.“ Der Herzog erwiederte sehr gutmüthig: — „Sie haben Recht, aber eben darum sind die Fürsten wahrhaftig nicht zu beneiden. Wir dürfen, wir können keine Freunde haben,“ fuhr er sehr ernst fort, — „wir dürfen nicht

einmahl nach den Neigungen unsers Herzens heiraten; — wir sind weniger frey und weniger glücklich, als die übrigen Menschen!" — Es war ihm auch nicht unbekannt, daß bisweilen sogar Geistliche auf den Kanzeln seine Personalität angriffen, ohne ihn zu nennen. Aber er hat so etwas nie gerügt, sondern sagte einstmahls: „die Herrn mögen es wohl gut mit mir meinen; sie hoffen mich noch zu bessern!"

Wenn von einem moralischen Charakter die Rede ist; so hat der denkende Leser ein Recht, nach der Religion desselben zu fragen, weil man voraus setzt, daß sich ein sittliches Wesen entweder seine Religion selbst gab, oder daß sie ihm nur formell gegeben wurde. Es ist daher in der Biographie eines merkwürdigen Fürsten nicht gleichgültig, zu wissen, wie er die Religion für sich und für andere deutete, und wie er sich auch hierin in den Geist der Zeit schickte, —

Der Herzog betrachtete die Religion nicht bloß, wie Friedrich der Große, als ein Hülfsmittel zur Ruhe und Ordnung des Staats, sondern auch als eine Sache des Herzens und Gewissens, — und in diesem Sinne war er wirklich ein religiöser Mann und Christ. Er besuchte, wenn er in Braunschweig war, fast sonntäglich den Gottesdienst, auch deßwegen, um seinem Volke

ein gutes Beyspiel zu geben, und genoß auch von Zeit zu Zeit, aber in größter Stille das heilige Abendmahl, so daß nicht einmahl der Küster in der Kirche gegenwärtig seyn durfte. Er las öfters geistliche Schriften, schätzte besonders gute Predigten, und eine von seiner Frau Mutter erhaltene Bibel, worinn sie selbst einzelne religiöse Stellen unterstrichen hatte, blieb ihm lebenslang ein theures Geschenk. — Ein melodischer feierlicher Kirchengesang pflegte ihn gleichfalls sehr anzuziehen, und er zeigte bey den öffentlichen Gottesverehrungen eine Aufmerksamkeit, welche seine große Achtung für alle Religionsanstalten bewieß. — In seinen spätern Jahren, sagte man, habe sich diese — einiger Frömmeley genähert, und er habe sogar mit einer Freundinn Lavaters Schriften gelesen. Allein dieß beweist nichts für jene Meinung, und, so viel ich weiß, wurde nur das bekannte Tagebuch jenes Schwärmers gelesen, das wegen seines sonderbaren, zum Theil fanatischen, Inhalts den hellen Geist des Herzogs wohl nicht lange anziehen konnte; — nicht zu gedenken, daß er von Lavatern selbst keine besonders günstige Idee hatte.

Ich will deßwegen nicht läugnen, daß dieser Herr in einem engern Geschäftskreise, in der Einsamkeit, oder unter andern Umständen, wie es schon bey vielen großen Fürsten der Fall war, sich zur Devotion hinneigen konnte. — Die Frömmigkeit war von den ältesten

Zeiten ein herrschender Zug seines Hauses, man findet noch hier und da auf den fürstlichen Schlössern abgesonderte Gebethzimmer, und kleine ascetische Bibliotheken der alten braunschweigischen Fürsten und Fürstinen, — und in Salzdahlen zeigt man noch eine kleine Kapelle, worin der Herzog Anton Ullrich, nachdem er (freilich wohl nur aus politischen Rücksichten) zur katholischen Religion übergegangen, seine Privatandacht zu halten pflegte. Leute, welche den letztverstorbenen Herzog genauer kannten, fürchteten nicht, daß er je dem Mysticismus huldigen werde. — Seine rastlose Thätigkeit, sein heller Verstand, und sein „qu'en dira le monde!" hätten ihn nicht dahin kommen lassen. — Die lächerlichen Seiten und Spielereyen, welche die Religionsschwärmerey in Berlin, nach dem Tode Friedrichs des Großen, annahm, und die ganze vernünftige Welt empörte, machten dem Herzoge die Andächteley von neuem sehr verdächtig, und er sprach von diesen Mißbräuchen und Verirrungen, worin man den neuen König gefangen hielt, oft mit größtem Unwillen.

Uebrigens war der Herzog lebenslang dem alten Glaubenssysteme mit entschiedener Anhänglichkeit treu geblieben, nicht bloß aus Gewöhnung, sondern, weil es, nach seiner Meinung, in den Leiden des menschlichen Lebens mehr Kraft und Ruhe, als die sogenannte Aufklärung, gebe. Er schien hierüber mehrere Selbsterfahrungen zu haben; er berief sich oft auf das Ver-

spiel der ruhig Sterbenden, — und erzählte mehrmals eine Anecdote von den Wirkungen des Christenthums, die er selbst erlebt hatte. — Ein Soldat war auf dem Schlachtfelde tödtlich verwundet worden, und sahe seinem Tode mit stiller Fassung entgegen. Mit gefaltenen Händen lag der Unglückliche auf der Erde, und bethete. — Der Herzog ritt zufällig vorüber, redete ihn mittleidig an, und erstaunte über die Ruhe dieses in seinem Blute liegenden Kriegers. „Ich habe bald vollendet, sagte der Sterbende mit heiterer Besonnenheit; aber ich sterbe ruhig auf das Verdienst meines Erlösers.“ — „Ich möchte wohl wissen, sagte der Herzog, wenn er dieß erzählte, ob einer unserer neuen Aufklärer in einer so peinlichen Lage mit einer gleichen Fassung des Gemüths, wie dieser gemeine Soldat, aus der Welt gegangen seyn würde!“

Ein Gedanke, an welchem der Herzog mit großer Innigkeit hing, den er so gern im Gespräche mit ernsten Männern berührte, und worüber er viel gelesen hatte, war — die Unsterblichkeit der menschlichen Seele, — auch schon aus dem Gesichtspunkte, weil ein künftiges Leben vieles heller entwickeln, und ein scheinbar zerrissenes Ganze in seinen höhern Verbindungen zeigen müsse. — Jedoch hatte ihn einst ein Einwurf Friedrichs des Großen gegen die Immaterialität auf einige Augenblicke erschüttert. — Der Herzog saß neben dem Könige im Wagen. Der König sprach, nach seiner

Ge=

Gewohnheit, sehr viel, und äußerte unter anderm: „daß bey seinen zunehmenden Körperschwächen auch seine Geisteskräfte zu sinken anfingen.“ Wie kann man nun, sagte er sehr lebhaft, demjenigen Wesen eine Unsterblichkeit zusichern, welches mit dem Körper steigt und fällt, also mit ihm in Absicht der Dauer von einerley Natur und Beschaffenheit seyn muß.“ — Aber dieser Beweis erschien dem Herzog doch bald als ein Fehlschluß, da ihm die Allgemeinheit und Bündigkeit fehlte, und da selbst der König ihn durch die eigne Kraft seines Geistes widerlegte, die auch im hohen Alter fast dieselbe blieb.

Der Herzog war der Verbreitung der neuen Aufklärungsmethode, wegen so mancher Mißgriffe derselben, nicht sehr günstig, ob er gleich, wie wir nachher hören werden, sie in seinem Lande duldete, und selbst befördern half. In dem Kreise seiner Familie sah er das Religiöse gern. Er wollte, daß seine Kinder in dem alten Systeme unterrichtet würden, daß sie fleißig den Gottesdienst besuchen, ihre Abendandachten halten, und die biblischen Geschichten lesen sollten. Er warnte sogar einen Lehrer derselben: nichts von Semlers neuen Begriffen vorzutragen. Dieser große Gelehrte wurde damahls für einen gefährlichen Ketzer gehalten, ob er gleich zehn Jahr weiter den neuern Theologen sogar als ein Hyperortodox erschien. — Uebrigens hatte der Herzog wohl Recht, als er einstmahls

sagte: „was sollen die Fürsten und das Volk mit dieser freien theologischen Gelehrsamkeit, sie ist nicht für uns, und will man sie allgemein ausbreiten, welche Folgen können daraus entstehen!“ Ein anderes mahl äußerte er sich so: „Das preußische Religionsedikt erlaubt den Menschen Religionssachen zu denken, was sie wollen, nur solle es nicht laut gesagt werden. Eine Erlaubniß zum freien Denken, setzte er hinzu, wird sich der Mensch, wenn er Fähigkeiten hat, schon selbst geben, ohne erst eine Genehmigung hierzu von der Obrigkeit zu erwarten. Es sey lächerlich, — einem Menschen zu erlauben, ob er denken sollte oder nicht. Aber ich meine, fuhr er fort, daß es besser sey, die Volksreligion von der Religion des Philosophen zu trennen, und auf die Art jedem das seine zu lassen. — Das Volk ist viel zu sinnlich, als daß es höherer Ansichten fähig sey, und werde aus halbreifen Begriffen nur Folgerungen zum Vortheile seiner Sinnlichkeit ziehen.“ Man sieht hieraus offenbar, daß der Herzog die Religion sich in doppelter Rücksicht dachte, in sofern sie, nach den verschiedenen Fähigkeiten der Menschen, sich durchaus nicht auf einerley Art aussprechen dürfe.

Eben deswegen wollte er so gern in den öffentlichen Vorträgen die alte Glaubensform. Als ein alter würdiger Geistlicher, der in dem Rufe der Orthodoxie stand, als Generalsuperintendent nach Braunschweig ge-

rufen wurde, sagte dieser dem Herzoge: „mein Vortrag wird, bey der jetzigen Aufklärungsperiode, nicht sehr in Braunschweig gefallen. Ich bin, setzte er nach seiner deutschen Geradheit hinzu, ein Lehrer nach dem alten Schlage, und kenne das Neue sehr wenig.“ „Ich bin auch nicht dafür, erwiederte der Herzog; fahren Sie fort zu lehren, wie Sie es sonst gethan haben.“

Der Herzog drang immer darauf, daß in den Schulen der Religionsunterricht nicht nebenher, sondern in der Regel täglich gegeben werde, und ein sonst achtbares Gymnasium, das er selbst durch seine liberale Unterstützung emporgehoben, wurde ihm verdächtig, als er hörte, daß dort den jungen Leuten nur ein moralischer Unterricht gegeben werde. Eben dieser Umstand erregte seinen ganzen Unwillen, da er zufällig erfuhr, daß selbst auf seinem Pagenhause mehrere wochenlang kein eigentlicher Religionsvortrag gehalten worden, und von Stund an wurde die Einrichtung getroffen, daß nicht mehr, wie bisher, der gewöhnliche Pagenlehrer, sondern ein Prediger aus der Stadt den Edelknaben einen regelmäßigen Religionsunterricht geben mußte. — Als der Herzog die Töchterschule in Blankenburg besuchte, fragten ihn die Vorsteher dieser nützlichen Anstalt: welche Lectionen er hören wollte? und nannten ihm mehrere. „Aber auch vorzüglich Religion will ich hören,“ setzte er ernsthaft hinzu. —

Der sichtbaren Verachtung des Christenthums *) schrieb er den neuern Leichtsinn, die Vermehrung der Verbrechen in allen Ständen, die Zügellosigkeit der Jugend, und selbst den Ausbruch der französischen Revolution zu. Eine Maxime, welche damals die Emigrirten und

---

*) Der Herzog sprach sehr oft mit besorglichem Ernste von dem Verfalle der Religion und den Ursachen desselben. Er meinte, daß die neuen Aufklärer selbst mit dahin wirkten, und ihrer eigenen Sache, wenigstens ihrer Achtung beym Volke, dadurch schadeten.

Er war ferner sehr aufmerksam auf alle die, welche einen freymüthigern Ton über das Religionswesen annahmen. Er ließ sich einst sogar die Hefte eines jungen Studierenden auf dem Collegio Carolino reichen, dessen historischer Lehrer unschuldigerweise in den Ruf der Heterodoxie gekommen war. Aber der Herzog ließ sich auch die Deutungen gern gefallen, die ihm dieser Gelehrte über das gab, was man eigentlich Religion nennen müsse.

Gewiß war die Anhänglichkeit desselben an dem alten Systeme nicht mechanisch. Er ging selbst leicht in die neuern Ideen der Religionsphilosophie hinein, und billigte die hellern Entwickelungen dogmatischer Begriffe. — Aber die Eindrücke früherer Religionsideen zogen ihn doch immer wieder zu dem Formellen der Religion zurück, — und so schien er mehrmahls zwischen den Rechten des freymüthigen Verstandes, und den Ansprüchen des alten Systems geschwankt zu haben.

ihre Schriftsteller überall hören ließen, und auch in Braunschweig predigten. —

Bey jener Anhänglichkeit an dem alten Glaubenssysteme zeigte aber doch der Herzog eine Toleranz gegen anders Denkende, welche ihm die größte Ehre machte. Aus seinem Lande selbst ging die Aufhellung und Aufräumung der alten Glaubenswahrheiten mit hervor, und schon vor den Lessingschen Fragmenten war hierzu der Anfang durch Tellers freiere Dogmatik, und durch Jerusalems Schriften gemacht worden. Ehe ich weiter gehe, muß ich hier eine Anecdote nachholen. — Der Herzog rieth einem rühmlich bekannten Gelehrten, in seinen Religionsschriften die möglichste Vorsicht zu beobachten. Es war zu der Zeit, da, nach dem Tode Friedrichs des Großen, die geistlichen Zeloten in Berlin ihre Bannstrahlen gegen alle diejenigen Regierungen zu richten anfingen, welche die Denkfreiheit in Schutz nahmen. Jener Gelehrte entschuldigte sich damit: daß schon andere sehr geachtete Theologen, selbst in dem Lande des Herzogs, freier gedacht und geschrieben hätten, und nannte unter andern den würdigen Jerusalem, dessen nachgelassene Werke eben unter der Presse waren. „Ist es möglich, rief der Herzog, welcher bisher Jerusalem für einen Orthodoxen gehalten, mehrmahls aus, daß sich mein alter Lehrer auch noch von den Neologen hat anstecken lassen!" Jerusalem hatte sich nehmlich bey den bis-

herigen Religionsstreitigkeiten so fein und so neutral benommen, daß er für oder wider keine Partey hervortrat, obgleich damahls die ganze theologische Welt, und vornemlich Lessing, die Augen auf diesen geistreichen Veteran gerichtet hatte. —

Die Herausgabe der Lessingschen Fragmente sahe der Herzog sehr ungern, weil das neue Ungewitter grade in seinem Lande ausbrach, und weil ihm alles polemische Geräusch höchst lästig war. Indeß wurden doch die Fragmente überall gelesen, und nur das Buch: „von dem Zwecke Jesu und seiner Jünger,“ wurde verbothen, weil es die Fundamente des Glaubens unmittelbar angriff. — Sie empörte den Herzog um so viel mehr, da nun vollends das theologische Gezänk zwischen Lessing und Götze jahrelang fortgesponnen wurde, und die alten braunschweigischen Theologen nicht aufhörten, den Ketzer zu verdammen. Lessings Vorrede zu jenem Buche war auch nicht dazu geeignet, die Parteyen etwas zu beruhigen, und der Herzog sagte mehrmahls: „warum schreiben denn diese Leute ihre Sachen nicht in lateinischer Sprache, damit dieses Aergerniß nicht allgemein verbreitet werde?“ Es war ihm jedesmahl empfindlich, wenn dergleichen freie Untersuchungen vor den Ohren des Volks verhandelt wurden, und wenn man ungebildeten Ständen deutsche Schriften wider die Religion in die Hände gab. Er wurde einst höchst unwillig, als er seine Bedienten

bey der Lectüre eines heterodoxen Buchs fand, und sie, nach ihrer Art, und auf Veranlassung dieses Buchs, eine gewisse biblische Erzählung bespöttelten. Der Herzog erzählte dem gelehrten Verfasser jener Schrift diesen Vorfall, mit der ernsten Andeutung: „welchen Schaden ein solches Buch bey Nichtgelehrten stiften könne!“ Indeß zeigte der Herzog auch hier seine liberale Toleranz, indem er auf die Versorgung dieses Gelehrten in seinen Staaten bedacht war, — nur eine Pfarrstelle wollte er ihm nicht geben. —

Es ist nicht zu läugnen, daß der Herzog auch in seinen Staaten eine edlere, dem Zeitgeiste angemessenere Fortbildung der Religion billigte, — nur sollte sie keinen zu raschen Gang nehmen, sondern allmählig kommen, und ihn nicht als Landesherrn in Streitigkeiten verwickeln. — Eben diese seine Lage machte ihm darum alle Religionsstreite so verhaßt, weil er dann entscheiden sollte, und doch keiner Partey gern zu nahe treten mochte. Hierzu kam ein anderer Gedanke, der in diesen Zeiten der Aufklärung sehr kräftig hervor trat, und vornehmlich durch das preußische Religionsedict veranlaßt wurde: daß der protestantische Regent keine Gewalt in Glaubenssachen habe. Er suchte daher entweder den Streit so lange es möglich war, zu ignoriren, — wie z. B. die meisterhafte eindringliche Henkische Kritik gegen genanntes Religionsedict, — oder er suchte die Sache gütlich beyzulegen,

wie dieß der Fall war, als der berühmte Naturhistoriker de Luc einen achtbaren braunschweigischen Prediger wegen einer Confirmationsrede öffentlich angriff; — oder er suchte auch Entscheidungen, die den Cultus betrafen, in die Länge zu ziehen, wie z. B. die Einführung einer neuen Liturgie, wozu schon vor vielen Jahren der Plan gemacht wurde, die aber nie zu Stande gekommen ist, so sehr sie auch der Zeitgeist zu verlangen schien. Die Geistlichen veränderten die religiösen Formeln nach Gefallen, und es fiel dem Herzoge einst sehr auf, als er bey einer Taufe, wobey er selbst gegenwärtig war, kaum noch eine Spur von dem alten kirchlichen Ritus bemerkte.

Ueberdieß standen auch der Ausbreitung einer neuern Religionsaufklärung so manche Hindernisse in dem Wege, wobey der Herzog, als ein bedächtiger und vorsichtiger Herr, nicht gern durchgreifen wollte. Die Errichtung eines Schulkollegiums, und die Fertigung neuer, den Zeiten angemessener, Schulbücher war durch die Mitwirkung des Ministers von Hardenberg schon sehr weit gediehen, als auf einmahl die Landstände und das Consistorium gegen die neue Reform kühn auftraten, und sie, durch mancherley Insinuationen, dem Herzoge nicht nur schwierig, sondern auch verdächtig zu machen suchten. Die ganze Sache glich einem aufblinkenden Lichte, das bald darauf auf immer verlischt: denn da kurz nachher der aufgeklärte und

thätige Hardenberg das Land verließ, ward an eine neue Anregung der Sache nicht weiter gedacht.

Der Herzog fürchtete auch immer, daß man bey dem Umreissen des alten Religionsgebäudes, und bey der großen Freyheit der Schriftstellerey, zu weit gehen könne, und, da er kein Gelehrter von Profession war; so konnte er nicht bestimmt wissen, welche Formen man aufgeben, und welche man beybehalten solle. Er nahm daher bey allen Neuerungen einen sehr bedächtigen Schritt an, wie es jeder andere verständige Regent in solchen Fällen auch gethan haben würde. Er war hierbey um desto vorsichtiger, je gewisser er glaubte, daß die meisten Theologen in seinem Lande bereits von dem Aufräumungssysteme eingenommen waren, und, wenn sie auch noch sich der alten Ausdrücke und Formen bedienten, nach seiner Meinung das selbst wohl nicht glaubten, was sie lehrten. Er fand daher das Bekenntniß eines ehemaligen berühmten Theologen sehr verständig, welcher seine vorige Predigerstelle deswegen niedergelegt hatte, weil er nicht wider seine Ueberzeugung habe zum Volke reden wollen. Diese Ehrlichkeit hatte dem Herzoge sehr gefallen; dagegen er sich über jene Hypocrisie deren, die anders lehrten und anders dachten, oft sehr unwillig erklärte.

Diesen Gegenstand hatte ihm vornehmlich ein alter Officier sehr eindringlich zu machen gesucht, welcher

das Vertrauen des Herzogs besaß; aber blindlings an dem alten Systeme hing. — Wenn dieser Mann hätte durchdringen können; so würde der Verfolgungsgeist — nicht ausgeblieben seyn. — Eben dieser alte Eiferer, welcher seinen Regenten fast täglich sprach, wagte es, ihm sogar harte Vorwürfe zu machen, „daß seine Theologen so weit gehen dürften.“ Er äußerte sogar einmahl: „daß sein halbes Land gar nichts mehr glaube, — und daß, wenn eine Revolution in seinem Lande entstehe, er wegen seiner zu großen Toleranz dieses Unheil sich selbst werde zuschreiben müssen.“ Der Herzog wurde endlich unwillig und sagte ihm: „Diese Dinge gehören nicht zu Ihrem Berufe; und man muß der Vernunft ihre Rechte gönnen!“

IV.

Unter den geistigen Anlagen und Vorzügen dieses Herrn zeichnete sich vornehmlich seine treffliche Beobachtungsgabe, sein Scharfblick in Beurtheilung der Menschen, und ein hoher Grad praktischer Vernunft aus, — wodurch er so leicht die wahren Gesichtspunkte der Dinge faßte, und nach ihrem eigenthümlichen Werthe zu schätzen verstand. — Sein Beobachtungsgeist schränkte sich aber nicht bloß auf sein Menschenstudium ein, sondern erstreckte sich auch über alles, was in den Focus seiner sehr regen Wißbegierde fiel, und seine Geistesthätigkeit reizte. Es giebt Köpfe, die den Menschen ziemlich genau studirt haben; aber in ihren Beurtheilungen desselben fast nie über ihn hinaus gehen, und dadurch jene Einseitigkeit verrathen, welche gemeiniglich durch das Hinschauen auf einen Punkt des Wissens hervorgebracht wird. Der Herzog war mehr ein universeller Beobachter, und seine tausendfachen Verwickelungen, verbunden mit dem grossen Reichthum seiner gesunden Vernunft und Lebensklugheit, hatten ihn hierin bis zur Fertigkeit geübt. — Vermöge dieses richtigen Blicks nahm er bald die Dinge,

wie sie waren, und nicht, wie sie seyn sollen, — nicht, als ob er hierbey jenen Indifferentismus des Gemüths geäußert habe, dem alles gleichgültig ist, was ihn nicht scharf berührt, — sondern der Herzog nahm die Dinge als ein kluger Mann nach dem Maße ihres Werths oder Nichtwerths, ihrer Thunlichkeit und Nichtthunlichkeit in der wirklichen Welt. Die Gabe, etwas leicht zu überschauen, sein rascher Ueberblick, kam ihm hierbey sehr zu statten; das Fehlerhafte oder nur Halbreife einer Sache fiel ihm bald auf, und verursachte dadurch sogleich seine Stimmungen gegen sie; — dagegen er eben so schnell für das Bessere eingenommen wurde, und fast immer mit Enthusiasmus, bisweilen etwas zu schnell, dessen Ausführungen betrieb.

Aber besonders war und blieb doch der menschliche Charakter immer der vorzüglichere Gegenstand seiner Beobachtungen und Nachforschungen. Er faßte die Menschen gemeiniglich auf den ersten Blick sehr richtig ins Auge, und äußerte oft, nach wenigen Unterhaltungen mit ihnen, so treffende Urtheile über sie, als ob er sie Jahrelang studirt habe. Da er sich gewöhnt hatte, seinen Blick immer zunächst auf das Individuelle und Charakteristische des Menschen zu richten; so fand er sehr leicht den Schlüssel zu einer richtigen Beurtheilung desselben, und so deduzirte er oft den ganzen Gehalt eines Individuums, das er nur Augenblicke lang gesehen hatte. — Die ihm so eigenthümliche Kunst zu fra-

gen *) schloß ihm gemeiniglich die Herzen der Menschen leicht auf, und machte ihn nebenher mit den Verstandesfähigkeiten derselben bekannt. Jene Kunst, die er so klüglich zu gebrauchen verstand, mußte ihm zu seinen Absichten um so besser gelingen, da er hierbey fast immer eine Vertraulichkeit zeigte, welche die Befragten zu ihm hinzog, und oft Menschen zu Geständnissen brachte, die fest entschlossen waren, nichts auszusagen. — Die individuellen Charaktere seiner Staatsdiener, seiner Hofleute, seiner Gelehrten, seiner Officianten waren ihm bis in ihre kleinern Details hinein bekannt, und lagen gleichsam wie in einer Musterkarte vor ihm.

Daß er aber demohngeachtet oft in den Menschen irrte, lag in der Natur der Sache, und ist das gewöhnliche Geschick, vornehmlich der Fürsten. Wer ist wohl mehr getäuscht worden, als Friedrich der Große! Auch dem Herzoge war es, bey aller seiner Scharfsichtigkeit, nicht immer möglich, die Maske von der Wahrheit zu unterscheiden, und den innern Werth des Menschen richtig aufzufinden, wenn dieser durch ein gefälliges Aeußere, durch eine geschickte Art sich auszudrücken, oder auch durch die Empfehlungen Anderer interessirte. Dem Herzoge gefielen vornehmlich Leute, welche mit

*) Mirabeau sagt in dieser Hinsicht: „il soit écouter et questionner du sein de la réponse.“ Hist. Secr. Tom. I. p. 17.

einer anständigen Entschlossenheit die Suade zu verbinden wußten, oder jene deutsche Ehrlichkeit in ihrem Aeussern ausdrückten, — die das Vertrauen des Regenten zu fordern schien. Dieser Anschein war aber bisweilen nichts Reelles, sondern nur Manier und theathralische Schlauheit, und das Vertrauen des Fürsten war dann oft nicht an seiner rechten Stelle. — Hierzu kam noch dieses: der Herzog liebte vor allem andern an seinen Staatsdienern die Arbeitsamkeit. Aber diese eine Art der Brauchbarkeit bewies noch nicht, daß der Arbeitsame sich jedesmahl auch in allem Uebrigen zu seinem Posten schicke, und daß die getroffene Wahl wirklich glücklich sey. Oft irrte er sich auch darum in den Menschen, weil sie sich so ganz in sein Naturell zu schicken wußten, ihm nie eine Ecke zeigten, und mit einer studierten Leichtigkeit in alle seine Ideen hineingingen. Der Herzog ließ diese Akkommodation selten unbelohnt. Er schenkte, vermöge einer natürlichen Zuneigung zu denen, welche mit uns homogen denken, solchen Leuten oft sein ganzes Vertrauen, und ließ sich denn gern leiten, wenn er einmahl glaubte, daß diese Männer die Achtung des Publikums verdienten.

Bey der natürlichen Gutmüthigkeit des Herzogs auf der einen Seite, und bey seinem Mißtrauen gegen die Menschen auf der andern, war es eben so natürlich, daß er sich doch immer an Einige anschliessen mußte, denen sein Herz offen stand, und diesen konnte er sich

oft hingeben, — weil es wenigstens in abwechselnden Zeiten ein Bedürfniß für ihn war, vertraut zu seyn. In solchen Gemüthslagen konnte er dann noch weniger die Farbe von dem inneren Gehalte der Menschen unterscheiden, — gewiß nicht aus Mangel der Urtheilskraft, sondern, weil es seinem Herzen wohlthat, nach seiner Meinung, einen ehrlichen Mann gefunden zu haben. Weniger hat ihn die Schmeicheley in der Kenntniß der Menschen irre geführt, und seine Schmeichler haben kein besonderes Glück gemacht, weil er sehr wohl einsahe, warum man ihn diese Töne hören ließ, oder weil er es im Gefühle seines Selbstwerths genauer wußte, wie viel er der Welt galt, ohne daß ihm dieß erst die Flatterie sagte. —

Sein Scharfblick in den Geschäften hing mit seiner hohen praktischen Vernunft genau zusammen, und grade die Verbindung beyder bildete ihn zu einem so musterhaften Regenten. Wissen und Handeln war gleichsam nur ein Gedanke in seinem Geiste. Immer stand bey ihm die Frage oben an: wozu kann das nützen? wohin soll es führen? und wie muß die Sache am besten angefangen werden? Das Zweckmäßige lag ihm immer im Sinne, — das Nebenher, worauf sich so manche Regierungen allein einschränken, hatte für ihn keinen, oder nur einen accidentellen Werth. Das Ganze galt ihm alles; aber dieser hohe Sinn seiner Regierungsphilosophie wurde so wenig begriffen, —

weil jeder Einzelne meinte, daß der Regent nur auf ihn Rücksicht nehmen sollte. In einem kleinen Staate zeigt sich diese Art des Egoismus mehr, als in größern, wo die Unterthanen dem Regenten nicht so nahe sind, oder auch zwischen beyden, durch den Gebrauch, eine größere Entfernung sanctionirt ist. — Alle diejenigen, welche die Regierung des Herzogs nicht oberflächlich, sondern genau durchschaueten, nannten sie im eigentlichen Sinne des Worts reell, d. i. auf Mittel und Zwecke menschenfreundlich berechnet. — Daher galt im ganzen Lande, und selbst bey dessen bald zunehmenden Reichthume, kein Projectmachen, welches den Staat erschöpfte. — Die Regierung sah nur immer auf das Bleibende, Rechtliche und Nützliche. — Es gab durchaus nichts Chimärisches bey dieser Regierung, kein Funken von irgend einer Staatsphantasie, oder einem Idealismus der Minister, der sich auf Kosten des Staats eine gewisse Unsterblichkeit erringen wollte. — Genug, die praktische Vernunft des Regenten herrschte in allen Zweigen der Geschäfte, — und, wenn hierbey Lücken und Mißgriffe entstanden; so war der Herzog entweder nicht recht unterrichtet, oder sie gründeten sich auf fortwirkende Mißgriffe der vorigen Regierung. — Alle Geschäftsmänner, die mit dem Herzoge unmittelbar zu thun hatten, rühmten seinen ganz eigenthümlichen Sinn für die praktische Vernunft, sein gewissenhaftes Hineingehen in die Einzelnheiten des Staats, sein Berechnen

der

der möglichen Erfolge, und jene Selbstheit, welche durch eigene Kraft Plane entwirft und sie durch eigene Geschicklichkeit ausführt.

Auch im wissenschaftlichen Fache war der Herzog nicht zurückgeblieben. Er liebte nicht bloß die Wissenschaften als Dekorationen des Staats, sondern hatte auch die, welche sein Beruf als Regent und Feldherr erforderte, wirklich studirt. — Er hatte, wie wir oben bemerkt, gewissermaßen eine gelehrte Erziehung in seiner Jugend genossen, und nachher seinen Geist durch einen mannigfaltigen Privatunterricht noch mehr ausgebildet. Er las mathematische Schriften; er hatte sich in den bessern Werken über die Kriegskunst orientirt; er kannte ihre vorzüglichern Verfasser. Tempelhofs Schriften und Tielkes Beyträge zur Kriegskunst erregten einst besonders seine Aufmerksamkeit. — Mit der Theorie der Staatswissenschaft war er nicht weniger vertraut, und der richtige Gebrauch, welchen er davon machte, bewies, daß er sein System vollständig gefaßt und durchdacht hatte. Der hohe Begriff, welchen er von der Gerechtigkeit eines Regenten besaß, verschönerte diesen Reichthum seiner staatswirthschaftlichen Kenntnisse, und erhöhte ihren Werth durch seine große Achtung für die Pflicht.

Er redete und schrieb mehrere lebende Sprachen mit großer Fertigkeit. Französisch, Englisch und Italiänisch. In der erstern und in der deutschen Sprache

machte er gehaltreiche Aufsätze über mancherley Gegenstände, wovon gewiß noch viele interessante vorhanden sind. Er schrieb eine sehr gedankenreiche Regierungskunst in Briefen, wovon sehr zu wünschen ist, daß sie nicht unbekannt bleibe. — In seinen jüngern Jahren liebte er die Dichtkunst, und machte selbst mehrere Verse; ja späterhin wünschte er noch in Reimen einem Manne Glück, welcher ihn zu Gevatter gebeten hatte. — Der Herzog besaß ferner eine sehr ausgebreitete Lectüre, und beurtheilte die Bücher gemeiniglich mit großer Richtigkeit. Er laß oft bis tief in die Nacht hinein, oder ließ sich vorlesen, und seine zahlreiche Bibliothek enthielt mehrere kostbare Schätze der Literatur, und selbst eine Menge philosophischer Schriften. Es entging ihm nicht leicht etwas Neues in der Schriftstellerwelt, sobald es Aufsehn erregte. Er las regelmäßig die Literaturzeitungen, oder ließ sich daraus referiren; er wünschte sogar einstmahls, einen deutlichen Begriff von der Kantischen Philosophie zu haben. Die Ideen der reinen praktischen Vernunft faßte er geschwind auf, sie schienen ihn Anfangs sehr anzuziehen; er bemerkte selbst eine gewisse Aehnlichkeit zwischen den Aussprüchen des Königsberger Philosophen und dem System der Stoiker. — Nach Endigung des Gesprächs machte er aber noch die richtige Bemerkung: „alles dieses metaphysische Vernünfteln habe keinen Nutzen für das gemeine Leben," — und

als das ewige Lobpreisen der Kantischen Philosophie zu laut und schreyend wurde, sah er es nicht ungern, daß einer seiner Philosophen gegen Kant auftrat, und dadurch bewies, daß man auch, ohne ein Kantianer zu seyn, philosophiren könne.

Alle neuen Entdeckungen im Reiche der Wissenschaften, besonders in der Naturhistorie und den mechanischen Fächern, erregten seine Aufmerksamkeit im hohen Grade; er ließ sich davon die genauesten Beschreibungen geben. Es wurde kein bedeutendes Gemälde vollendet, kein Fabricat erfunden, kein neues Modell gefertigt, das er sich nicht vorzeigen ließ. Als Gall seine Organenlehre in Braunschweig vortrug, war der Herzog in allen Stunden, mitten im Kreise seiner Gelehrten und Bürger, gegenwärtig, und hörte mit einem gespannten Interesse zu. Er unterredete sich mit mehrern Gelehrten über das Wahre oder nur Scheinbare der neuen Entdeckungen, wovon er zwar nicht ganz überzeugt schien, aber sie doch höchst anziehend fand. Ich darf hier eine Episode einschieben. Als der Herzog eines Tages vor der Stunde, einen Schädel nach dem andern in die Hände nahm, fiel ihm besonders einer auf, der sich, wenn ich nicht irre, durch das Organ des Raufsinnes besonders auszeichnen sollte. „Ew. Durchlaucht, sagte Gall, wissen nicht, welchen Trotzkopf Sie da in den Händen haben, ohnerachtet er Ihnen einstmahls bekannt genug war.“ Der Herzog

stutzte. — „Es ist der Schädel, fuhr Gall fort, mit dem Sie einmahl am Rhein sehr unzufrieden seyn mußten, — der Schädel des alten General Wurmser." „Alter Bekannter, rief der Herzog launig aus, hätte ich dich doch bey Weissenburg so ruhig und gehorsam wie jetzt gesehen."

Da der Herzog die Künste und Wissenschaften wirklich liebte; so achtete er auch seine Gelehrten, obgleich andere glaubten, daß er mehr ihre Federn gefürchtet habe. Dieß letztere konnte nur in wenigen Fällen statt finden, da es eines Theils ein Gelehrter im Lande nicht leicht wagen konnte, gegen seinen eigenen Landesherrn zu schreiben; andern Theils aber der Ruhm desselben und seine allgemeine Achtung so fest gegründet war, daß man einen solchen Scribenten öffentlich verachtet haben würde. — Eher läßt sichs denken, daß der Herzog gegen seine Gelehrten so gütig war, damit sie den Werth und die Güte seiner Regierung öffentlich empfehlen möchten, und hierin liegt durchaus nichts tadelhaftes. Wenn die Schriftsteller dazu berufen sind, die öffentlichen Verkünder des Guten und Nützlichen zn seyn, so haben die Regenten ein Recht, dieß von ihnen zu erwarten, und die Schriftsteller können das Gute loben, ohne daß man sie deshalb — Schmeichler nennen darf. — Es war auch dem Herzoge wirklich sehr viel daran gelegen, brauchbare Gelehrte in seinen Staaten zu haben, und ihr eigener Ruhm war

ihm um so weniger gleichgültig, weil er voraussetzte, daß dieser Ruhm sich auf ihre Brauchbarkeit gründe. Darum waren die Besoldungen fast aller derer, welche er von dieser Seite betrachtete, ansehnlich, und in mehrern Fällen sogar glänzend. — Er ließ nicht leicht einen gelehrten Mann aus seinem Lande gehen, und wenn diesem etwa fremde Regierungen eine höhere Besoldung bothen, pflegte der Herzog zu sagen: „das kann ich auch geben." — Der Herzog sprach gern und oft mit Gelehrten, wenn sie einen guten Vortrag hatten, über allerley Gegenstände der Literatur, und empfing vornehmlich die berühmtern Durchreisenden mit großer Achtung. Mit Mirabeau sprach er oft drey Stunden lang. Garve, Mendelssohn, Plattner, Johannes von Müller und de Luc waren ihm vorzüglich große Namen, auch Pütter, den er einst zu seinem Staatsrathe machen wollte. Mit de Luc hielt er bey dessen Aufenthalte in Braunschweig gleichfalls oft stundenlange Unterredungen, wie man mir gesagt hat, über die Seelenwanderung; eine Hypothese, die den Herzog einigemahl sehr anzog.

Daß er den unsterblichen Lessing nicht mehr begünstigte, und gegen ihn sogar eine gewisse Kälte zeigte *) lag in mehrern Umständen. Lessings ungebun-

*) Man findet Lessings sehr lebhafte Expectorationen hierüber im 2ten Theile seines Briefwechsels mit seiner Frau. Berlin, 1789.

dene Freymüthigkeit schien ihm nicht zu gefallen. Lessing konnte leicht eine schneidende und imponirende Sprache annehmen, — und so hatte er gewiß in öffentlichen Gesellschaften sich über den Herzog eben so stark geäußert, wie in den vertrauten Briefen an seine Gattinn. Dieß konnte dem Herzoge nicht unbekannt bleiben, da man im Publikum Lessings Aussprüche bey jeder Gelegenheit widerhallen ließ, und in seinen Ton oft nur zu laut einstimmte. Außerdem hatte die unangenehme Fragmentengeschichte grade zu der Zeit, wo der Herzog wegen der schrecklichen Lage des verschuldeten Landes so verstimmt war, seinen Unwillen aufgereizt, und sein Glaubenssystem beleidigt. — Aber gewiß hat er Lessing als einen der vorzüglichsten Geister geachtet; er wollte ihn einst sogar zu seinem geheimen Cabinetssecretär machen; er hatte alle seine dramatischen Werke mehr als einmahl gelesen; er war gewiß stolz darauf, diesen großen Denker in seinen Staaten zu besitzen, — und in jedem andern Lande, selbst in Berlin, würde Lessing die Herausgabe seiner Fragmente nicht gewagt haben. — Daß der Herzog auf die Bibliothek in Wolfenbüttel, wenn ich nicht irre, jährlich nur 200 Rthlr. wandte, kam wohl daher, weil die Ausfüllung aller Lücken zur Fortsetzung der neuern Literatur große Summen erfordert haben würde, da sie ohnehin seit vielen Jahren so tief hinter der göttingischen zurückgeblieben war. — Daß er die wolfenbüt-

telsche Bibliothek so selten besuchte, und sie bey dem Hierseyn des Königs von Schweden zum letztenmahl sahe, mag wohl wahr seyn; aber wie konnte man auch verlangen, daß er sie oft sehen sollte, da die Bücherwelt nie zu seinen Liebhabereien gehörte, und ihn so viel andere wichtigere Geschäfte banden!

Unter den schönen Künsten zog ihn vornehmlich die Musik an, und er sagte mehrmahls: „daß er dieser freundlichen Kunst die schönsten Stunden seines Lebens verdankte." Schon in dem Knaben erwachte die Neigung für sie; im Jünglinge stieg sie, bey der damahligen glänzenden Opermusik auf dem Theater zu Braunschweig, immer weiter, und wurde endlich das süßeste und unentbehrlichste Bedürfniß des Prinzen. — Er hatte die Violine zu seinem Lieblingsinstrumente gewählt, und genoß hierbey den ersten Unterricht von einem braunschweigischen Stadtmusikus, Weinholz, welcher damahls unter die fertigsten Violinisten der Residenz gerechnet wurde. Man weiß nicht, warum der Prinz nicht, wie Friedrich der Große, die Flöthe gewählt hat, wahrscheinlich, weil es damahls geschicktere Violinspieler in Braunschweig gab. Aber man weiß, daß ihm schon im siebenjährigen Kriege die Musik, wie Friedrich dem Großen, die angenehmsten Erholungen schenkte. Der Prinz schien ohne Musik nicht leben zu können. Er hatte zu diesem Behufe

stets einen geschickten Hautboisten seines Regiments neben sich. Wenn die militärischen Geschäfte des Tages dem jungen Fürsten keine Zeit zu seinen geliebten Musikstunden übrig ließen; so wurde die Nacht hierzu verwandt, und das Spiel oft bis zum anbrechenden Morgen fortgesetzt. Diese Unermüdlichkeit dauerte auch späterhin noch fort. Der Herzog wiederholte einzelne schwierige Passagen oft stundenlang, das Knie auf einen Stuhl gelehnt, bis er nach seiner Meinung der Kunst Genüge geleistet hatte. Nach Endigung dieser langen Stunden fand er gemeiniglich alle seine Leute schlafen.

Als der Prinz, nach dem siebenjährigen Kriege, in sein Vaterland zurück gekehrt war, trat der berühmte Musiker und Concertmeister Pesch in seine Dienste. Dieser Künstler war wirklich ein Virtuos auf der Violine, und verband mit einem bewundernswürdigen Mechanismus des Spiels die hohe Gabe der Deutlichkeit und Präcision. Damahls waren so kunstreich ausgebildete Taleute eine noch seltene Erscheinung in dem nördlichen Deutschland, und man könnte sagen, daß erst nach jenem Kriege die deutsche Musik, wie die deutsche Literatur, einen höhern Flug nahm. — Das seltene Geschick des genannten Künstlers und seine liebenswürdige Schwärmerey für seine Kunst entflammte nun vollends die Musikliebe des Prinzen bis zum Enthusiasmus, und es ist ausgemacht, daß er durch die An-

leitung jenes treflichen Meisters das Violinenspiel eigentlich zu studieren anfing. Pesch selbst bewunderte mit allen Kennern die höhern Fortschritte des kunstliebenden Fürsten, indem er es durch einen unermüdlichen Fleiß bald dahin brachte, daß er schwere und tiefgedachte Concerte eines Giornowick und anderer Meister mit großer Leichtigkeit und dem feinsten Ausdrucke, unter voller Begleitung des Orchesters, vortrug. Sein äußerer Anstand hierbey war sehr angenehm, natürlich und ohne alle Affectation. Selbst Kenner bemerkten es kaum, wenn einzelne schwere und verwickelte Stellen seine Anstrengung, mehr als gewöhnlich, aufforderten.

Im Jahr 1766 machte der Prinz seine für ihn höchst interessante Reise nach Italien. Die Liebe zu den schönen Künsten führte ihn vornehmlich dahin. Er wollte dort etwas Vollendeteres, als die beschränkte Kunst Deutschlands, sehen und hören. Die italiänischen Musiker wurden überall bewundert; der Prinz wollte sich durch die Reinheit ihres Geschmacks selbst vervollkommnen; sein Lehrer Pesch rieth ihm sehr dazu, und begleitete ihn nach dem, auch damahls in der Musik, klassischen Boden. Lehrer und Schüler gewannen hier durch die Nachahmung größerer Meister in der höhern Bildung und Geistigkeit des Geschmacks, in der feinern musikalischen Dichtkunst, und in der Grazie des Vortrags, die Pesch selbst bisher noch nicht ganz er-

reicht hatte. — Sie hörten in Italien die ersten Violinenspieler, einen Nardini, Nazari, Pugnani, Barbella, und dann auch den größten Meister aller damahls in Italien lebenden Violinisten, den in seiner Kunst erstaunlichen und unerschöpflichen Tartini. — Unter allen diesen scheint Nardinis subtiles und in seiner Art einziges Spiel den Prinzen vornehmlich bezaubert zu haben. Er hatte diesen Künstler nach Braunschweig eingeladen; Nardini kam, blieb dort auf Kosten des Erbprinzen mehrere Monathe, und man hätte diese ganze Zeit eine Reihe musikalischer Feste nennen dürfen, welche diese Freunde der Musik wetteifernd der Kunst brachten. Nardini genoß zu Braunschweig die Achtung aller gebildeten Leute, nicht nur wegen seines großen musikalischen Talents, sondern auch wegen seiner feinen Erziehung, die man nicht immer bey großen Meistern bemerkt. Es ist wahrscheinlich, daß diese seine Sittenfeinheit, welche der Prinz an allen Menschen so sehr achtete, ihn zugleich für diesen wackern Mann eingenommen haben mag.

Schon bey seinem ersten Aufenthalte in London 1764 lernte der Prinz dort den berühmten Violinisten Giardini kennen, und nahm bey ihm fast täglichen Unterricht. Giardini muß eine bezaubernde Kunst des Spiels besessen haben, da der Prinz von dieser Zeit an etwas ganz Eigenes und Originelles in seinem Bogenstrich annahm, was man vorher nicht an ihm bemerkt

hatte. Dieser Bogenstrich war nicht mehr die Manier seines Pesch, — und der leichte Uebergang zu einer neuen Methode der Harmonie, erschien allen Kennern als das Dokument einer sehr achtungswerthen Nachahmungskunst, die keinem gemeinen Geiste eigen seyn kann. — Dieses Streben nach dem Bessern und Vollkommnern, dieser rastlose Sinn für das Vollenden deßjenigen, was einmahl glücklich angefangen war, zeichnete sich in dem Gemüthe des Herzogs als etwas Charakteristisches aus, und oft wurde er höchst mißmüthig, wenn er das ersehnte Ziel nicht erreichen konnte. — Hierher gehört Folgendes. —

Im Jahre 1771 kam der berühmte Violinist Lolli nach Braunschweig, ein Künstler, welcher durch den erstaunlichsten Wechsel seines Spiels, und gleichsam durch eine neue Schöpfung der Intonation auf einem hohen Range der Originalität stand, und alle, die ihn hörten, bezauberte. Lolli besaß wirklich eine magische Kunst, das Naive und Ueberraschende mit dem musikalischen Tiefsinne zu verbinden, und seine unerschöpfliche Phantasie oft in den heterogensten Formen zu verschwenden. Seine burleske Manier, welche oft aus einer gewissen lachenden Jovialität gleichsam aus einer musikalischen Satyre in die schmelzendsten Adagios, oder in eine religiöse Feierlichkeit schnell hinüber ging, wirkte auf den empfänglichen Geist des Prinzen so sehr, daß er einen großen Theil der Zeit der Nachahmung dieses

Künstlers widmete, und ihn durch rastlose Anstrengungen zu erreichen suchte. — Allein dies wollte nicht glücken; die Kunst anderer Virtuosen scheiterte gleichfalls an jener Lollischen Manier, und der Prinz faßte nun auf einmahl den Entschluß, sein Violinspiel ganz aufzugeben. — Sein voriger Enthusiasmuß für dasselbe schien sich verlohren zu haben, und er blieb lange Zeit seinem Vorsatze getreu, — bis ihn endlich die dringendsten Bitten seiner Musiker und sein eigenes Selbstbedürfniß zu den Uebungen der Kunst zurück führten. Nun wurde wiederum gewöhnlich halbe Nächte hindurch, oft von 9 Uhr Abends bis gegen 3 Uhr Morgens, die Violine gespielt.

Im Jahr 1778 ging der Erbprinz in den bekannten baierschen Krieg, und die Musik wurde so lange ausgesetzt; aber gleich nach Endigung desselben wiederum mit großem Eifer angefangen. — Der Prinz wollte nun alles Versäumte wieder nachholen, und übte sich daher in festgesetzten Stunden mit einem seiner besten Violinisten, Herrn Maucour, bis er wieder als Dilettant öffentlich auftrat. Allein dieß war auch die letzte Periode seiner praktischen Musikübungen. — Um diese Zeit im Jahre 1780 hatte Friedrich der Große sein Flötenspiel aufgeben müssen, weil er die zu diesem Spiele nöthigen Vorderzähne verlohren hatte. Der alte König sagte bey dieser Gelegenheit scherzend: „die kleine Equipage ist dahin, die große wird bald nachfolgen.“ Es

ist sehr wahrscheinlich, daß dieses Beyspiel des Königs den Prinzen bewog, seiner Violine gleichfalls zu entsagen, — da er überall so sehr von dem Geschmacke jenes großen Mannes abhing. Die Sache läßt sich aber auch auf eine natürliche Art anders erklären. — Der Tod seines Herrn Vaters überhäufte den neuen Regenten mit zahllosen Geschäften. Der Herzog wollte dem tiefgesunkenen Staate helfen, und mußte ihm helfen. Bey seiner Thätigkeit wollte er auf einmahl dieß zerrüttete Ganze durchschauen; aber je tiefer er in diese Verwirrung eindrang, je mehr Krankheiten des Staats wollten geheilt werden. Der Herzog opferte daher selbst die ihm so theuren Stunden der Musik auf, und lebte nur seinem Berufe. Diese Zeit seiner Abgeschiedenheit von der Welt in den ersten Jahren seiner Regierung, wo er fast ganz allein für den Staat lebte, wird noch allen ältern Mitarbeitern seines Plans bekannt seyn. — Von nun an übte er sich wöchentlich nur noch in wenigen Stunden mit Maucourt auf der Violine, bis er sie im Anfange des Jahres 1782 ganz aufgab, und sie nachher nie wieder berührte. Sein musikalischer Nachlaß wurde verschenkt.

Aber hierdurch ging seine Liebe für die musikalische Kunst nicht verlohren. Er ließ die italiänische Oper unter Simoni und Patrassi von Dresden nach Braunschweig kommen. — Die vortreffliche Vocal- und Instrumentalmusik dieser Opern, welche dem Publikum un-

entgeldlich gegeben wurden, gewährten dem Herzoge, nach den Arbeiten sehr lästiger Tage, die angenehmsten Erholungen. Das Schauspielhaus war stets gedrängt voll, und der Herzog versäumte nicht leicht einen dieser schönen musikalischen Abende. — Diese Opern, worin zum Theil die trefflichsten Sängerinnen und Tenoristen auftraten, die noch in dem Andenken unserer gebildeten Stände leben, dauerten bis zur Revolution. Aber auch nachher liebte der Herzog noch immer die Freuden der Musik. Er besuchte regelmäßig die wöchentlichen Concerte des Hofes, ob man gleich dort gewöhnlich nur Repetitionen alter Musik hörte. Es reißte kein bedeutender Virtuos durch Braunschweig, welchen er nicht hörte. Er ließ junge Musikkünstler, wie z. B. den jetzt so berümten Herrn Spohr, durch seine Unterstützung reisen; er ermunterte sie durch seinen lautesten Beyfall. Er billigte sehr die Einführung des edlern Gesanges in den Industrieschulen, und wurde durch ihn mehrmahls tief gerührt. Er schien sogleich auf jeden Mann etwas zu halten, welcher für die Musik einige Empfänglichkeit zeigte.

Alle diejenigen, welche das musikalische Talent des Herzogs, als Kenner, beurtheilen konnten, äußerten mit Recht ihre Bewunderung, daß er, bey so vielen Zerstreuungen des Hof- und Weltlebens, bey seinen vielfältigen Unruhen im 7jährigen Kriege, bey seinem Fleiße, den er auf die neuern Sprachen wandte, und

überhaupt bey der Mobilität seines Temperaments, diese Höhe in der Musik erreichte; indeß weiß man aus jenen Jahren seiner frühern Energie, daß er alles fassen konnte, was er wollte, sobald ihn sein Lieblingsfleiß dahin trieb. — Aber die höhere Kirchenmusik scheint ihn nie besonders angezogen zu haben; theils, weil sie bey kleinen Chören fast jedesmahl schlecht ausgeführt wird, und dann das eigentlich Feierliche hierbey verlohren geht; theils, weil er durch die italiänische Musik mehr an den Wechsel des Gefälligen und Lebendigen gewöhnt war. Die erhabnere Kirchenmusik erfordert größere und feierlichere Räume, ein gefülltes Auditorium, ein zahlreich besetztes Orchester, und Umgebungen, welche die Andacht erwecken. Diese Bedingungen können bey den deutschen Oratorien selten erreicht werden, und selbst die vortrefflichsten Passionen eines Graun und anderer — verfehlen ihre schönern Zwecke, weil sie die Kunst nicht im ganzen Umfange erreichen. Die Meisterstücke eines Hendels sind etwas ganz anders in der feierlichen Westmünsterabtey, als in einer gewöhnlichen deutschen Schloßkapelle. — Genug, der Herzog pflegte sich bey allen sogenannten Oratorien ein wenig zu langweilen, da er seinen musikalischen Geschmack vornehmlich der Oper verdankte, und eben deßwegen durch den Reichthum ihrer Melodie, durch ihre schönern Phantasien und ihr leichtes und fröhliches Spiel besonders angezogen wurde. —

Sein Naturell liebte ein munteres Leben und einen schönen Wechsel in der Kunst, und eben deßwegen äußerte er mehrmahls sein Befremden über die zu enthusiastischen Bewunderungen der Hendelschen Composition. Auch hat man in der Schloßkapelle zu Braunschweig, außer dem gewöhnlichen Orgelspiele, wohl nie eine Kirchenmusik gehört.

Man hat dem Herzoge mehrmahls den Vorwurf gemacht, daß er, bey seiner hohen Bildung und seinem Gefühle für das Schöne, doch nur wenig für die Künste in seinem Lande gethan, und ihre Förderung sehr vernachläßigt habe. Dieser Vorwurf hat einigen Grund; aber er ist nicht in seiner ganzen Ausdehnung wahr, und verliert dadurch sehr an seinem Gewichte, wenn man bedenkt, unter welchen ungünstigen Umständen der Herzog die Regierung seines tiefverschuldeten Landes annahm. — Es ist wahr, daß der Herzog nichts Erhebliches für die berühmte Gallerie in Salzdahlen gethan hat, daß er sie sehr selten besuchte, daß sogar das Galleriegebäude verfiel, und auf der einen Seite den Einsturz drohte. Eben so bekannt ist es, daß das Museum zu Braunschweig unter seiner Regierung wenige Bereicherungen erhielt, daß zu seiner Erhaltung jährlich nur etliche zwanzig Thaler hergegeben wurden, wofür man kaum den Spiritus zur Conservation ausländischer Thiere anschaffen konnte.

Einzelne geschmacklose Kostbarkeiten wurden sogar aus denselben auf Befehl verkauft, und Bilder aus der Gallerie zu Salzdahlen — verschenkt. Die fürstlichen Lustschlösser wurden durch ein sparsames Ausflicken gleichsam nur hingehalten, für ihre äußere Verschönerung, so wie für die fürstlichen Gärten, wurde fast nichts gethan, und die letztern zum Theil dem Gutdünken und Kartoffelbau der Gärtner überlassen.

Ueber alles dieß wollen wir im allgemeinen nur so viel sagen. — Zunächst war es die genannte ungeheure Schuldenlast, welche den Herzog abhielt, an alle jene Dinge viel Geld zu wenden, — und wer weiß, ob er nicht alles dieß verkauft haben würde, (wie dieß mit den Waffen und kostbaren alten Rüstungen in den Zeughäusern wirklich der Fall war) wenn sich ein liberaler Käufer gefunden hätte, oder wenn man jene Kostbarkeiten zum Theil nicht als ein Fideicommiß betrachten mußte. Todte Schätze dieser Art hatten in den Augen des Herzogs keinen besondern Werth, da er den Begriff des N ü t z l i c h e n immer oben an zu stellen pflegte; — und der strenge Staatsökonom mußte allerdings jene Kunstsachen aus einem andern Gesichtspunkte, als der Artist und Aesthetiker, anschauen. — Ferner schienen ihm die Kunstsammlungen in seinem Lande, — da er auf seinen Reisen so viel vortrefflichere gesehen, wohl nicht bedeutend genug, um große Summen darauf zu verwenden. Die Salzdahler Gallerie

enthielt eine Menge Mittelgut; man hatte in vorigen Zeiten fast mehr auf die Quantität, als auf die Qualität der Gemählde gesehen. Ein Theil davon bestand in Kopien, deren Originale man dem Herzoge in Italien gezeigt hatte. Indeß wollte er doch der Gallerie ein schöneres Locale zu Braunschweig geben, damit die Kunstfreunde und die Reisenden den schönen Genuß der vorhandenen Originalgemählde mehr in der Nähe haben möchten. — Die Folgezeit hat es bewiesen, daß, wenn der Herzog auch noch so große Summen auf Kunstschätze gewandt hätte, — diese doch nur am Ende für — einen fremden Staat gekauft wurden.

Ueberdieß hatte die Kunstliebhaberey in der Bildungsperiode des Herzogs in Deutschland noch lange nicht die Höhe, als nachher, erreicht. Vor der Mitte des vorigen Jahrhunderts sprach man noch sehr wenig von der Kunst. Man sammelte zwar hier und da Gemählde und Münzen; aber sie blieben in den Winkeln der Privathäuser versteckt. Der Kunstsinn lag bey uns zum Theil noch in einem tiefen Schlummer. Die Gallerien in Deutschland wurden mehr wie Prunkgebäude, nicht wie Tempel zum Studium der Kunst, betrachtet. Man gab oft sehr mittelmäßigen Gemählden prächtige Einfassungen, um nur desto mehr Vergoldungen zu zeigen. Die Kunstrichter des deutschen Geschmacks waren mehr Büchergelehrte, als wirkliche Kunstkenner, und führten eine Sprache, die es nur zu

sehr bewies, daß sie ihren Geschmack nicht an den Idealen der schönen Kunst selbst geübt und erwärmt hatten. Deutschland hatte damahls wenige bedeutende Mahler, und der Herzog fand keinen Beruf, diese wenigen in sein Land zu ziehen, da es so ganz verarmt war.

Aber deßwegen hat man dem Herzoge den Geschmack an der schönen Kunst nie absprechen dürfen. Die Ansichten derselben in den Gallerien zu London, Paris, Florenz, Rom, Neapel u. s. w. zogen ihn mit zauberischer Gewalt an, und er wandte viele Stunden seiner Reisen auf die Beschauung schöner Gemählde. Die bessern Originale in Salzdahlen konnten ihn sehr ergötzen, und er ließ mehrere derselben in seiner Nähe auf dem Schlosse zu Braunschweig aufstellen. Er besaß auch so viel Kenntniß von der Mahlerei, daß er die Verhältnisse des Lichts zu dem Schatten anzugeben wußte, und wegen seines richtigen Augenmaßes die Perspective oft treffend beurtheilte. — Daß ihm die Künste nicht so ganz gleichgültig wären, sieht man auch daraus, daß er einzelne Künstler unterstützte, zwar nicht grade auf eine glänzende Art, aber doch so, daß jungen Männern dadurch fortgeholfen wurde. Er ließ die Söhne des alten berühmten Landschaftsmahlers Weitsch, zur Bildung ihres Geschmacks, nach Italien reisen, er räumte sogar einem gewissen Sommerau ein schönes Zimmer auf dem Schlosse zu Braunschweig

ein, welcher die Aufopferung der Dido mahlen sollte, und auch da sein Gemählde, aber mit wenigem Beyfalle der Kenner, vollendete. Er ließ junge Leute im Mahlen und Zeichnen unterrichten, und die Gallerie zu Salzdahlen stand allen Kunstjüngern offen.

Nächst der Musik gehörte der Besuch des Theaters zu den angenehmsten Zeitvertreiben des Herzogs, und seine herrschende Neigung dafür mußte schon in seinen frühern Jahren sehr lebhaft geweckt werden. Die schöne italiänische Oper zu Braunschweig wetteiferte damahls mit denen in Berlin, Dresden und Wien. Die, welche sich jener theatralischen Zeiten Braunschweigs erinnern, können das Vollständige der damahligen Schaubühne und des Orchesters nicht genug rühmen, selbst der 7jährige Krieg verursachte hierbey nur kurze Intervallen; sein Ende führte die Schaubühne in dem glänzendsten Triumphe zurück, und vermehrte sie noch durch Nicolinis prächtige Pantomimen. Der Hof gab selbst Schauspiele, worin die Ersten vom Adel, die Prinzen und Prinzessinnen, und selbst der ehrwürdige Held Ferdinand, ihre Rollen hatten. Eben so war es damahls in Rheinsberg, dem Lustschlosse des Prinzen Heinrichs von Preußen. Der Erbprinz wurde mehrmahls dorthin eingeladen, und man sah ihn daselbst in den Schauspielen als einen der vorzüglichern Mitspieler auftreten. Sein schöner männlicher Anstand, seine richtige Declamation, wozu

er sich oft in nächtlichen Stunden vorbereitete, sein Geschick, nachzuahmen, machten seine dortige Anwesenheit so nothwendig, daß der Prinz Heinrich seine bessern Schauspiele bisweilen aussetzte, bis der Erbprinz dabey seyn konnte. Die französischen Schauspielerinnen konnten es kaum begreifen, wie dieser deutsche Fürst nicht selten über ihre eigene Kunst hinausstieg, und in der theatralischen Diction so vorzüglich war. Diese Uebungen hörten für den Herzog auf, als die letzten Jahre seines Vaters ihn an das Staatsruder fesselten.

Aber die Liebe für das Theater blieb ihm bis an seinen Tod. Nachdem die italiänische Oper zu Braunschweig, durch mancherley Umstände, ihr Ende erreicht hatte, — wurde eine französische Truppe angenommen, so sehr auch Braunschweig ein gutes deutsches Theater zu haben wünschte. Der Herzog hat es vielleicht nie erfahren, wie mißmuthig das Publikum die Vernachlässigung jener Wünsche aufnahm. Der Regent konnte dieß auch nicht so wissen, und man hätte ihm billig eine Freude gönnen sollen, die nicht das Publikum, sondern er, bezahlte, ob ihn gleich das ewig leere Schauspielhaus mehrmahls empfindlich machte. Er glaubte, darin eine gewisse Nichtachtung seines Geschmacks zu bemerken, und verließ es einstmahls mit größtem Unwillen, als eine Schauspielerinn laute Mißbilligungen vom Publikum erhielt. Indeß suchte er doch auch dieses dadurch zu befriedigen, daß in den

Messen deutsche Schauspieler nach Braunschweig kamen, wie denn selbst Ifland dort eine Menge seiner meisterhaften Gastrollen noch in dem letzten Regierungsjahre des Herzogs gab, und von diesem fürstlich beschenkt wurde. — Die bessern deutschen Stücke pflegte er auch in Braunschweig zu besuchen, und in Berlin gewährte ihm das Nationaltheater die angenehmsten Stunden. Wäre er überzeugt gewesen, daß sich in Braunschweig ein ähnliches Theater bilden ließe; so würde er vielleicht die deutsche Comödie der französischen vorgezogen haben; aber er bezweifelte nun einmahl eine solche Vollendung der Bühne in seinem Lande, — und der Abstich zwischen der deutschen und französischen Comödie in Braunschweig selbst war auch wirklich so auffallend, daß der Herzog, bey seinem guten Geschmacke, der letztern wohl den Vorzug geben mußte.

Ferner liebte der Herzog die Baukunst in einem vorzüglichen Grade; theils, wegen seines Geschmacks an schönen Gebäuden überhaupt; theils, aus dem menschenfreundlichen Grunde, daß durch das Bauen eine große Menge Menschen unterhalten, und die Industrie geweckt wurde. Er pries daher den Churfürsten von Hessenkassel mehrmahls glücklich, daß dieser, bey seinen Schätzen, so viel auf Verschönerung seiner Residenz und der fürstlichen Gebäude verwenden könne. Der Herzog befand sich viele Jahre hindurch in einer ganz

entgegengesetzten Lage; nicht zu gedenken, daß eine sehr in die Augen fallende Verschönerung der Stadt Braunschweig, bey der Menge ihrer vielen kleinen und krummen Straßen, und bey dem Mangel an großen regulären Plätzen, unermeßliche Summen gekostet haben würde. Solche glänzende Schöpfungen der Architectur, wie man sie in Potsdam, Berlin und Cassel sahe, konnte der Herzog nicht hervorrufen. Indeß wurden doch denen, welche auf ihre Kosten regelmäßigere und schönere Häuser aufbauen wollten, Unterstützungen an freyem Holz und Steinen gegeben, und so bekam Braunschweig zwar keine Palläste, aber mehrere große und geschmackvolle Wohnhäuser.

Daß der Herzog so wenig auf die fürstlichen Landschlösser verwandte, lag, wie gesagt, an den vielen Landesschulden, welche zunächst mit größter Pünktlichkeit abgetragen werden sollten. Außerdem war der Herzog wegen seiner großen militärischen Verwickelungen und seiner jährlichen Reisen behindert, sich auf dem Lande aufzuhalten. — Die Jagdschlösser gab man den Beamten zur Wohnung, damit sie doch zu etwas nützten. Das Schloß zu Wolfenbüttel wurde zu einer Tapetenfabrik hingegeben u. s. w. Der Herzog fand keinen Geschmack an der kostspieligen Gewohnheit so vieler Großen, von einem Schlosse nach dem andern zu ziehen, so wie es überhaupt mehrere andere Verhältnisse gab, welche ihn an seine Residenz fessel-

ten. — Nachdem aber die ungeheure Schuldenlast fast getilgt war, erwachte auch die Liebe zur Architectur wieder in ihm, und der Bau des großen Corps de Logis in Braunschweig wurde beschlossen. Mehrere Architecten gaben ihre Risse hierzu ein. Zur Schöpfung eines großen architectonischen Ganzen wäre der neue Aufbau beyder Flügel nöthig gewesen; aber der Herzog wollte nicht zu viel auf einmahl unternehmen, und die einstweilige Verlegung der fürstlichen Hofstatt nach einem andern Orte würde die größten Schwierigkeiten verursacht haben. Der Herzog sagte damahls: „ich werde meinem Nachfolger so viel hinterlassen, daß er das Uebrige bauen kann.“ Da die Risse zu dem neuen Corps de Logis von verschiedenen Baumeistern natürlicherweise auch sehr verschieden ausfallen mußten; so sandte er jene Risse der Akademie der Wissenschaften in Berlin zu, und derjenige wurde bey dem Baue zum Grunde gelegt, welcher von der Akademie den Preis erhielt.

Es ist hier der Ort nicht, das ganze Gemählde der innern Ausbildung dieses Fürsten zu geben, wenn es sich auch wirklich geben ließe. — So viel darf man aus dem bisherigen und nachfolgenden annehmen, — daß sich der Herzog für seinen Beruf als Regent und Feldherr besonders ausgebildet hatte; aber in den höhern Regionen des Wissens nicht glänzen

wollte. — Wie weit sich die Summe seiner Kenntnisse, als Feldherr, erstreckte, dieß können und dürfen nur Sachkenner, und zwar wiederum nur solche entscheiden, die als unparteyische Historiker auftreten, und gegen den Herzog nicht eingenommen sind. Die neuen Wendungen des Urtheils über ihn, als Tactiker, müssen allerdings Sensation erregen, da man ihn seit einem halben Jahrhunderte einen der vorzüglichsten Feldherren aus der Schule Friedrichs des Großen nannte, und ihm, mit dieser Ueberzeugung, die Ausführung der wichtigsten Plane anvertrauete. Die Welt weiß es, wie rühmlich er sich im 7jährigen Kriege bey mehrern Gelegenheiten auszeichnete, ob er gleich damahls nur eine subordinirte Rolle spielte. — Es leben noch viele alte Krieger, die mit ihm und unter ihm als Augenzeugen dienten, und noch jetzt seinen damahligen Scharfblick, und seine tactischen Kenntnisse hochrühmen. —

Es würde zu weit führen, diese aus jenem Kriege bekannten Facta zu erläutern; sie sind nie abgeläugnet worden, wenn man auch seinen damahligen zu raschen Muth nicht immer billigen konnte. Wenn aber auch selbst jene Facta nicht so allgemein bekannt wären; so mußte doch wohl Friedrich der Große einen hellen militärischen Geist in ihm erblicken, weil er ihn als solchen so besonders auszeichnete. — Welch ein Contrast zwischen den Urtheilen dieses großen königlichen Feldherrn, und den neuern Recensenten des Herzogs,

welche ihm kaum das Talent zur Anführung einer Division zugestehen wollten, weil er den Krieg nicht nach ihren Privatansichten führen konnte. — Daß der Herzog ein unglücklicher Feldherr in den Kriegen gegen Frankreich war, ist noch kein Beweis, daß er in der Kriegskunst nicht mit der Zeit fortgeschritten sey. Der Rückzug aus der Champagne, unter solchen Umständen, mußte erfolgen, wenn auch ein Alexander oder Friedrich an der Spitze der Armee gestanden hätte. — Die größten Talente besitzen keine Kraft gegen ein unvermeidliches Geschick. Man kennt das Furchtbare und Unerwartete jener Tage und jener Verhältnisse. Der Herzog sah mit tiefstem Schmerz die östreichischen Hülfstruppen in so geringer Zahl und in so ungünstigen Zwischenräumen ankommen, daß sie zur Ausführung der für sie bestimmten Unternehmungen viel zu schwach waren *). Die Lage des kommandirenden Feld-

---

*) „Dieser große General und große Mann forderte als conditio sine qua non: daß Oestreich drey oder wenigstens zwey große Armeen ins Feld stellen sollte. — Eine Armee von 80000 bis 100000 Mann unter dem Herzoge von Sachsen-Teschen und dem General Clairfait sollte in den Niederlanden auftreten, und zwar im offnen Felde agiren. Eine zweyte östreichische Armee von 60000 bis 70000 Conbattanten sollte das Terrain zwischen der Mosel und dem Rheine zu seinem Kriegsschauplatze aufschlagen. Eine dritte von 25000 bis 30000 Mann sollte in Breis-

herrn wurde hierdurch im höchsten Grade kritisch; aber er hatte sich schon zu weit eingelassen, als daß er zurücktreten konnte.

Wie richtig der Herzog, als Feldherr und Politiker, die damahligen Welthändel, nach Gründung der französischen Republik, ins Auge faßte, und wie weislich er selbst das tiefere Eindringen in Frankreich widerrieth, (aber nicht gehört wurde!) — davon nur folgendes. Im Lager von La Coté Saint Michel stellte der Herzog in einem militärischen Conseil, im Beysein des Prinzen von Hohenlohe, des Prinzen von Baden und Nassau, und mehrerer französischen und preußischen Generale sehr dringend vor: „die Lage der Dinge habe sich in Frankreich ganz geändert; der Kö-

---

gau aufgestellt werden, um, bey günstigen Umständen, zwischen Basel und Hüningen über den Rhein zu gehen. — Wenn die Politik des Wiener Cabinetts, wozu sich dasselbe wirklich anheischig machte, erfüllen wollte, alsdann versprach der Herzog mit einer Armee von 50000 Preußen über Luxenburg nach der Maas vorzudringen, und nach Maßgabe der Umstände zu handeln. — Dieß war der Operationsplan des Herzogs im Jahre 1792, ein Plan, welcher die größten Resultate versprechen mußte, aber gewissermaßen vernichtet wurde, da die ganze Macht, welche Oestreich hierzu stellte, noch lange nicht die Hälfte der geforderten Truppenzahl ausmachte." S. Neue allgem. deutsch. Bibliothek, 41. B. S. 527.

nig sey entfernt, sey mit seiner Familie in Gefangenschaft, und man könne nun von seiner Partey, die ebenfalls unterdrückt wäre, keine Revolution zum Vortheile des Königs erwarten. — Daß es daher durchaus nothwendig sey, die verbundenen Armeen mehr als jemahls systematisch zu führen; daß man alles anwenden müsse, Montmedy, Sedan und Thionville in seine Gewalt zu bekommen; daß ohne die Einnahme dieser Städte der Feldzug zu nichts diene, und selbst eine ganz entgegengesetzte Wirkung haben würde." — Dann setzte er alle die Hindernisse und Gefahren aus einander, welchen die Armee unterworfen seyn müßte, wenn man sie über die Maas führte; theils wegen der festen Plätze, die ihr im Rücken blieben; theils wegen der schon zu weit vorgerückten Jahrszeit. — Diese Unterredung dauerte fünf Stunden, aber sie blieb ohne Wirkung. Man glaubte nach der Eroberung von Verdün schon vor den Thoren der Stadt Paris zu stehen, — und man ging über die Maas. — „Dieser unglückliche Uebergang nebst allen folgenden Operationen, sagt der Verfasser des unten genannten Werks *), kann also dem Herzoge durchaus nicht zugeschrieben werden, — und wenn er nicht schon damahls die Armee verließ, so geschah dieß, um die schlimmen Folgen der ergriffenen

---

*) Briefe über die Lebensbeschreibung des General Dümourier. Aus dem Franz. 1796.

Partey möglichst abzuwenden, und die Armee gegen die Gefahren zu sichern, welchen sie ausgesetzt wurde.“

Es war ein großes Unglück für diesen thätigen Feldherrn, daß ihm bey seinen meisten Operationen durch die Abhängigkeit von einem höhern Einfluße so sehr die Hände gebunden wurden, daß er nicht bloß mit dem Feinde, sondern selbst bey der ihm anvertrauten Armee mit Hindernissen zu kämpfen hatte, welche der Freiheit seiner Plane unmittelbar im Wege standen. — So ging es z. B. am Ende des unglücklichen Feldzugs 1793 zwischen der Mosel und dem Rheine. Die Entwürfe, welche der Herzog schon im Anfange des Augusts ausführen wollte, wurden zwey Monathe lang, (welch ein Zeitraum bey einem schnell zu führenden Kriege) nicht durch seine Schuld, sondern durch die Schlafsucht und Inkonsequenz einer falschen Politik aufgehalten. „Hätte man diese kostbare Zeit, wie ein Critiker jener Begebenheiten sagt, benutzt, so wäre man sehr früh Meister von Saarlouis geworden, dann hätte man Pfalzburg genommen, und sich auf diese Art in den Besitz der Vosgen gesetzt, den Elsaß bis unter die Kanonen von Straßburg, — Lothringen aber bis unter die Kanonen von Thionville und Metz beherrscht. Landau, Bitsch, Lichtenberg wären dann ohne Schwertschlag uns in die Hände gefallen. — Dieß war der Operationsplan, den der große

Mann entworfen hatte, welcher damahls an der Spitze der preußischen Armee stand.“

Seine Feldzüge am Rheine sind von allen Sachkennern mit hoher Achtung seiner Feldherrnverdienste genannt worden. Die hierüber vorhandenen Schriften müssen wenigstens militärischen Lesern bekannt seyn, und alle diese Schriften, zum Theil von Augenzeugen und wohl unterrichteten Tactikern abgefaßt, bezeugen, daß die Plane des Herzogs wohl berechnet, konsequent und systematisch waren. Selbst seine Gegner ließen ihm Gerechtigkeit wiederfahren, weil sie wohl wußten, daß die unzeitigen Einmischungen des damahligen preußischen Souverains in die Operationen dem Herzoge große Hindernisse in den Weg legten. Er wurde hierdurch oft ganz wider seinen Willen modificirt, — dagegen er da, wo er frey handeln durfte, unläugbare Proben seiner Energie, seiner Strategie und Entschlossenheit an den Tag legte. Dieß muß die Welt von ihm sagen, und glauben, wenn auch noch so viele kleine oder erbitterte Schriftsteller gegen sein Verdienst aufstehen sollten. Die Stellung dieses Feldherrn bey Pirmasens, wodurch er in die linke Flanke, ja selbst in den Rücken der weissenburger Linien vordrang, ist ein Meisterstück der Kunst genannt worden. „Hierdurch, sagt eine gewiegte Critik, wurde dem östreichischen Feldherrn eine Krone aufgesetzt, welche er ohne die Weisheit eines Herzogs von Braunschweig

nie auf seinem Haupte würde erblickt haben. Man schwöre, sagt der nehmliche Critiker, wenn es möglich ist, nur auf einige Augenblicke die Vorurtheile der Kindheit und des Nationalhasses ab, und beantworte sich selbst die Frage: wer wohl das meiste zur Eroberung jener Linien beygetragen habe, — die östreichische oder preußische Armee? Ist es denn nicht möglich, edel und gerecht zu seyn, und dem Herzoge von Braunschweig den Antheil an dem glorreichen 13ten October zukommen zu lassen, der ihm mit so großem Rechte gebührt?" — Daß jener Marsch durch das Vosgengebirge nicht früher geschah, lag wiederum nicht an dem Feldherrn, sondern an den Staatsministern, die Operationsplane entwarfen, von denen sie kein Wort verstanden. —

Doch es liegt nicht in dem Zwecke dieser Biographie, eine Feldherrngeschichte des Herzogs aufzustellen, wozu überhaupt die sämmtlichen Facta und Urkunden noch nicht gesammelt sind. Eine solche Geschichte in ihren reinern Umrissen darf die Nachwelt erwarten, — und die Nachwelt wird das sichten und richten, was bisher über seine lezten Operationen geschrieben wurde. Die Nachwelt wird eben diese Geschichte ohne jene heftige Animosität, und ohne jenen Egoismus geben, welcher bisher in so vielen Critiken über jenen Fürsten herrschte, — und sie eben darum, wenn auch nicht in ihrem historischen Theile, aber doch gewiß in der Rich-

tigkeit des Raisonnements und der Folgerungen mehrmahls verdächtig machte. — Daß bey den letztern Operationen der preußischen Armee eine Menge strategischer Fehler begangen wurden, daß sie sich selbst nicht mehr in ihrem ehemahligen heroischen Charakter unter einem Friedrich dem Großen befand, daß ein gewisser Kleinigkeitsgeist, eine sichtbare Erschlaffung ihrer sonstigen Energie, eine Gleichgültigkeit gegen die höhern Zwecke ihrer Kunst — neben jener leeren Einbildung ihrer Unüberwindlichkeit eingerissen war, ist bekannt genug. Allein es würde ungerecht seyn, — nur dem Herzoge jede Schuld deshalb beyzumessen. Wie oft sprach er von dem Sinken jener Armee in den lebhaftesten Ausdrücken; ein Sinken, welches schon kurz nach dem Tode Friedrichs des Großen sichtbar wurde. Wie oft rühmte er (einst selbst in Gegenwart des General Kellermann *) die Einrichtungen der französischen Truppen: daß sie fast lauter junge unternehmende Feldherrn in der Blüthe ihres Geistes und ihrer Kraft besäßen. — Aber wie sollte er eine neue Metamorphose der preußischen Armee nun auf einmahl bewirken? — er, welcher bey eben dieser Armee so mancherley Intriguen gegen seinen besten Willen fand, und oft hierüber so mißmüthig wurde, daß er mehrmahls sie verlassen wollte;

Durf-

*) S. dessen historische Denkwürdigkeiten. Erster Theil S. 82. 1809.

Durfte er unter der vorigen Regierung den unermeßlichen Verschwendungen Einhalt thun, um einen Theil des Schatzes an eine Wiedergeburt des Corps zu verwenden? Konnte er so viel widerstreitige, zum Theil verfinsterte Köpfe in einem großen Sinne vereinen? Sollten die alten verdienten Generale und die unbrauchbaren Minister entfernt werden? — Wie vermochte dieß der Herzog, da er nicht der Souverain des preußischen Staats war? — „Wer einen Rath giebt, sagt selbst Herr von Massenbach, muß auch unumschränkter Herr seyn über die Mittel, die zur Ausführung des Rathes erfordert werden.“

Der Herausgeber dieser Schrift ist nicht berufen, den letzten Operationsplan des Herzogs zu analysiren. Allein so viel weiß man doch, daß eben dieser Operationsplan von sehr einsichtsvollen Offizieren der preußischen Armee gebilligt, und mit unmittelbarer Zuziehung derselben, — nicht obenhin, sondern taktisch entworfen wurde. Vielleicht hätte sich der Herzog dem entgegengesetzten Plane des Herrn von Massenbach mehr hingegeben, wenn den obersten Feldherrn die zu stürmische Lebhaftigkeit dieses genialen Kopfs nicht zurückgestoßen hätte. Massenbach hat es, nach seinen eigenen Confessionen, eingesehen, daß man durch ein solches Einstürmen auch bey den besten Absichten — seines letzten Zwecks verfehlt. Grade in solchen Fällen wurde der Herzog leicht bedenklich und eigensinnig. — Die

sehr lebhaften Charaktere, welche im Umgange mit ihm — imponiren wollten, waren überhauptseine Günstlinge nicht, weil er immer glaubte, daß sie durch ihn herrschen wollten.

Das Zaudern bey dem letztern Vordringen der preußischen Armee, die Vermeidung der sogenannten Offensive — hatte gewiß Beweggründe von mancherley Art. — Was man nicht gern thut, was die Vernunft aufzuhalten gebiethet, — pflegt man wohl nicht zu übereilen, vornehmlich da, wo das Glück oder Unglück eines ganzen Volks in der Wage liegt. — Der Herzog wußte es recht gut, daß der König von Preußen, als ein edler allgemein geliebter Vater seines Volks, nicht den Krieg, sondern den Frieden wollte, — daß er durch die Gewalt der Umstände zu dem letztern fortgerissen wurde, und noch in der Nähe des Feindes geneigt war, dem großen Kaiser die Hand der Versöhnung zu biethen. — Daß es nicht geschehen, — daß man von dem gewaltigen Zeitgeiste nicht besser unterrichtet war, — das mögen die verantworten, — die nicht heller sehen wollten. Die Partey, welche den Krieg auf jeden Preis verlangte, — war die herrschendste geworden, und triumphirte laut, als der König und der Herzog Berlin verließen, um auf das Schlachtfeld zu eilen. — In weniger Zeit muß sich über den Hintergrund aller dieser Dinge ein helleres Licht verbreiten, — und es

werden Männer voll Kraft und Einsicht und voll Achtung für die Geschichte und für das Verdienst — den König und seinen ersten Feldherrn zu vertheidigen wissen. War die Schlacht von Auerstädt gewonnen — welche Lobreden würde nicht selbst die — neuere — Strategie dem Herzoge zuerkannt haben!

V.

Hier könnte ich das Lebensgemählde dieses denkwürdigen Fürsten mit der Geschichte seiner letzten Tage beschliessen. Allein die Welt wird ihn noch in andern Beziehungen, (als einen großen ihr angehörigen Charakter) als Staatsmann, als Staatshaushälter, und in seinen dyplomatischen Verhältnissen vielleicht auch auf seinen Reisen zu sehen wünschen. — Dieser Wunsch ist gerecht. So anziehend auch das Gemählde einer großen Individualität seyn kann; so will man doch einen solchen Fürsten nicht bloß als Person, nicht den Menschen allein, man will ihn auf der höhern Schaubühne, als Regenten, als den Mann der Geschichte, erblicken. Man will sein ganzes Bild, wie es sich in dem Spiegel der Vergangenheit und Gegenwart nach allen seinen Zügen lebendig abdruckt, — obgleich ein solches abgeschlossenes Gemählde noch von keinem grossen Manne wirklich vorhanden seyn mag, — da selbst alle Biographien Friedrichs des Großen bis jetzt nur noch eine fragmentärische Form haben. — Man will wissen, welches das Maximum der Verdienste eines großen Mannes war, welche Einflüsse er auf die Sy-

steme der Politik hatte, welche Richtungen sein politischer Glaube nahm, welcher Kräfte und Hebel er sich zur Verbindung mit andern Mächten bediente, welche Ansichten er von allen diesen Gegenständen hatte, und in welcher Form des Verdienstes er vornehmlich, als Regent, andern Fürsten vorleuchtet? Ich will es versuchen, das Wesentliche hiervon dem Publikum mitzutheilen. Die Einrichtung seines vortrefflichen Finanzsystems mag obenan stehen.

Die unter der vorigen Regierung entstandene, für ein so kleines Land ungeheure Schuldenmasse belief sich auf eilf bis zwölf Millionen Thaler, und war durch eine Menge von Ursachen und Verhältnissen entstanden, welche sich nicht alle individuel berühren lassen — und deren besondere Aufzählung das Publikum nicht sehr interessiren könnte. —

Der Vater des letztern Regenten war ein sehr wohlthätiger und gütiger Herr, der, um Menschen zu erfreuen, vielleicht auch aus einer kleinen Eitelkeit das Geld mit vollen Händen austheilte, und den Werth desselben nie zu achten schien. Er betrachtete es nicht sowohl in staatswirthschaftlicher Rücksicht, — sondern mehr als ein Mittel, seinen Geschmack an seinen Gewohnheiten, an seinen Vergnügungen und an seiner eigenen bekannten Humanität zu befriedigen, — und sich, nach dem damahligen Sinne des Worts, als

Fürst zeigen zu können. Bis in sein tiefes Alter blieb er seiner übergroßen Mildthätigkeit getreu, und er hatte große Summen geliehen, — um sie wieder hinzugeben. Er kannte hierin bey der Weichheit seines Gemüths fast keine Grenze. —

Ein solcher mildthätiger Charakter ist selten ein guter Arithmetiker zu seinem Vortheile. Der Herzog Carl scheint nie mit sich selbst Rechnung über seine Einnahmen und Ausgaben geführt zu haben. — Es herrschte hierin eine Liberalität und Sorglosigkeit, die ihn endlich in die größten Verlegenheiten stürzte, — und seine eigene Kasse, so wie die Kassen des Landes, bis zur totalen Vernichtung erschöpfen mußte. — Es gab keine Oberrechnungskammer, — ein in solchen Staaten so höchst nöthiges Institut, — obgleich der Schwager des Herzogs, Friedrich der Große, allen deutschen Fürsten hierin ein so eindringliches Beyspiel gab. — Durch die zu grosse Nachsicht und Güte des Fürsten, durch die Regellosigkeit seiner eigenen Ausgaben herrschten ähnliche Regellosigkeiten in mehrern Landeskassen. Er ließ willkührlich bald aus dieser, bald aus jener beträchtliche Summen zu seinem Privatgebrauche abfordern, worüber dann weiter keine Rechnung geführt wurde; oder es wurden auch wohl größere Summen gegen flüchtige Bescheinungen geliehen. Er hatte für sich selbst und seinen Hofstaat keinen bestimmten Ausgabeetat gemacht, und sich noch

weniger, wie es sein großer Nachfolger that, die Gesetze vorgeschrieben, — wie viel er dem Staate kosten wolle. — Es ist fast unbegreiflich, wie ein so guter Kopf, und ein so redlicher Mann, als der Herzog Carl, nach dem einstimmigen Zeugnisse aller, gewesen, so wenig an die schrecklichen Folgen einer solchen Unwirthschaftlichkeit gedacht zu haben scheint.

Man hatte die obengenannten Millionen aus Hannover, aus Holland, aus Genua, aus dem Lande, und aus der preußischen Bank zu Berlin zusammen geliehen. — Für zwey Millionen Thaler in feinen ⅔teln, welche der Herzog von Hannover empfangen, hatte man den ganzen braunschweigischen Antheil des Harzes verpfändet. — Diese Freyheit des Regenten, eigenmächtig Schulden zu machen, diese nach seiner Willkühr zu gebrauchen, und sie dem Lande aufzulegen, mußte sehr bald für den Staat selbst höchst drükkend werden. Die Zinsen vermehrten sich mit den Schulden in einem ungeheuern Grade; der Credit des Landes sank mit jedem Jahre; man mußte zum Theil 6 Procent geben, und diese Geldausflüße führten die Staatswirthschaft so sehr aus allem Geleise, daß endlich die Ausgabe — die Einnahme jährlich um 80000 Thaler übertraf.

Zu den Ursachen dieser Schuldenmasse rechnete man vornehmlich die großen Summen, welche der Herzog Carl auf die Vergnügungen der Schaubühne,

und auf so mancherley Projecte verwandte, die ihm als nützlich und wichtig für das Land dargestellt wurden. Die Schaubühne, eine der glänzendsten in Deutschland, kostete jährlich gegen 70000 Thaler. Für die Garderobe derselben wurde ein übertriebener Aufwand gemacht, und man glaubte ihr diese Preise schuldig zu seyn, da die Besuche hoher Fremden am braunschweigischen Hofe gleichsam permanent waren. Andere Summen gingen durch das Spiel verloren. — Die Projectmacher hatten den gutmüthigen Herrn durch eine Menge Plane umstrickt, von denen man sich evidente Vortheile bey den sinkenden Staatsverhältnissen versprach. Man machte alchymistische Versuche. — Man legte Canäle zum Einflößen des Holzes an, wozu das Wasser fehlte; man begünstigte den nie in Deutschland einträglich gewordenen Seidenbau; man wollte auf der schmalen Oker von Braunschweig nach Wolfenbüttel eine Schiffahrt errichten, und legte deshalb kostbare Schleußen an, ohne daß der Endzweck erreicht wurde, — kurz, das Aeußere und Glänzende der Regierung hatte das Ansehen einer unerschöpflichen Geldquelle, während im Innern derselben, aus Geldmangel, fast alle Energie und alles Leben erstorben war, — sogar in einem solchen Grade, daß die sämmtlichen Staatsbedienten einst mehrere Monathe lang unbesoldet bleiben mußten. — Der Staat glich einem verglimmenden Lichte, und man erwartete sein Wiederauf-

leben nur noch von der Entschlossenheit und der Mitwirkung des geistreichen Erbprinzen.

Einen noch größern Stoß empfing die Staatswirthschaft im 7jährigen Kriege, — nicht sowohl durch die Verheerungen und Erschöpfungen des Landes selbst, sondern durch die dem Lande durchaus nicht angemessene übergroße Anzahl der Truppen, deren Unterhaltung ungeheure Summen kostete. Der Regent gefiel sich in dieser imponirenden Gestalt, indem er seiner bekannten Vorliebe für das Militär folgte, und sich als einen mächtigen Hebel der alliirten Armee betrachtete, ohnerachtet er selbst bald der unseligen Convention von Zeven beytrat. — Man vermehrte das braunschweigische Truppencorps auf 16000 Mann *), eine Anzahl,

*) Der Herzog hatte an Subsidien bey der englisch-alliirten Armee vier Regimenter Infanterie, welche 6912 Mann ausmachten, wozu noch ein komponirtes in die vier Regimenter vertheiltes Bataillon von 711 Mann kam. Hierzu noch vier Grenadiercompagnien von 583 Mann, und drey Compagnien Artillerie zu 320 Mann. An Cavallerie und gemischten Corps ein Regiment Carabiniers, vier Compagnien Jäger zu Pferde; vier Compagnien Jäger zu Fuß; ein Regiment Husaren. An Volontaires auxiliaires eine Compagnie Grenadiers à cheval; drey Compagnien Türken und Ulanen zu Pferde, 350 Mann; vier Compagnien Türken zu Fuß 456 Mann. Die Summe dieses im Felde stehenden

die ein doppelt so großes Land nicht tragen konnte. Der Herzog erhielt zwar Subsidiengelder von England; allein diese reichten bey weitem nicht zu. Hierdurch erlitten die Landeskassen große Verluste, und diese Erschöpfungen mußten fortdauern, da der Regent, selbst nach dem Kriege, sich zu einer beträchtlichen Verminderung seiner Truppen nicht entschliessen wollte.

Corps belief sich auf 11521 Mann. *) Außerdem befanden sich im Lande, zum Theil auch noch in Subsidien, eine Compagnie Leibgrenadiere, fünf Compagnien Füseliers, ein Garnisonregiment, ein Landregiment 2000 Mann stark. Eine Compagnie Garnisonartillerie; sechs Compagnien Landjäger, nebst 56 Mann Pioniers und Ingenieurs. An Cavallerie eine Compagnie Garde du Corps, eine Compagnie Jäger zu Pferde, eine Compagnie Husaren, — so daß die im Lande befindlichen Truppen 4964 Mann ausmachten. Die ganze braunschweigische Truppenanzahl betrug demnach laut eines aus den Registern gezogenen Etats vom Jahre 1762 aus 8 Regimentern, 15 Bataillonen, 3 Eskadrons, 128 Compagnien, und im Total aus 16485 Mann.

---

*) Diese Summe ist mit dem Etat der alliirten Armee 1762 vollkommen gleichlautend. S. Feldzüge der alliirten Armee von Reden. Erster Theil. 1805.

Auf die Art hatten die Landesschulden endlich die Höhe erreicht, wie wir sie oben angegeben haben. Das Uebel schien wirklich durchaus unheilbar zu seyn. Denn wovon sollte man sie bezahlen, ohne dem Lande selbst die drückendsten Lasten aufzulegen, — obgleich auch diese nun wirklich versucht werden mußten, um wenigstens vorläufig das jährliche ungeheure Deficit von 80000 Thalern zu decken. Die Accisen wurden erhöhet, allen Besoldungen wurden Procente abgezogen, es wurden außerdem noch Kopfsteuern errichtet; aber alle diese Hülfsmittel waren, bey der gänzlichen Zerrüttung der Staatsoekonomie doch nur schwache Palliatife, welche das ungeheure Weniger als Nichts zwar ein wenig verstecken, aber nie vertilgen konnten. Einen ehrenvollen Schritt zur Rettung des Staats thaten die braunschweigischen Landstände, indem sie einen sehr beträchtlichen Theil der Schuldensumme gegen eine billige Verzinsung übernahmen, und dadurch einen achtbaren Beweis ihres warmen Patriotismus, und ihrer Theilnahme an der höchst kritischen Lage des Landesherrn in den Annalen der Geschichte niederlegten. — Aber auch diese schätzbaren Opfer konnten das morsche Gebäude doch nur auf einige Zeit hinhalten, ohne seinen Einsturz ganz zu verhüten. Hierzu waren permanente Einflüsse und absolute Ersparungen aller Art nöthig. Die strengste Oekonomie mußte von jetzt an die erste Staatsmaxime werden; — eine eben so

strenge Aufsicht über alle Ausgaben ohne Ausnahme mußte jede Verschwendung, und selbst die Liberalität der Regierung verhindern, und der Regent mußte sich hierbey die engsten Fesseln anlegen können und wollen, wenn die Gesundheit des Staats successive zurück kehren sollte. — Aber grade hier lag das größte Hinderniß. Der Herzog Carl war an jene Liberalität, wegen seiner grenzenlosen Gutthätigkeit, so gewöhnt, daß er sich auch bey seiner gänzlichen Verarmung nicht einschränken wollte. Sein erster Minister von Schliestedt, ein Mann von großen Geistesfähigkeiten und einer fast übermenschlichen Thätigkeit, indem er alles allein und selbst thun wollte, hatte schon längst die Nothwendigkeit eines neuen Oekonomiesystems eingesehen; aber entweder wagte er es nicht, damit hervor zu treten, weil er die entgegengesetzte Denkungsart des Regenten hierin kannte, oder die Kraft hierzu war in seinem Alter von ihm gewichen, oder er verzweifelte wohl gar selbst an einer Möglichkeit der Rettung des Landes, — genug, es blieb alles in jener höchst kläglichen Lage, bis Schliestedt im Jahre 1773 starb, und der Erbprinz sich nun zur Wiederherstellung des vaterländischen Glücks berufen glaubte, und hierzu auch wirklich alle Talente eines großen Mannes besaß.

Schliestedt, dem der Erbprinz nicht günstig war, weil er den Landesherrn nicht von seinem Geldauswurfe zurück hielt, hatte ihn bisher von einem tiefern

Eingreifen in die Staatsangelegenheiten abgehalten. Die Thätigkeit des Erbprinzen gewann nun ein weiteres Feld. Er fühlte es so ganz, daß der Staat in ihm seinen Retter verehrte. Der Jammer des Landes, die Armuth der Cassen, der vernichtete Credit, der Gedanke, daß sein sonst so würdiger Vater unter allen deutschen Fürsten als der größte Schuldner da stand; und überall Besorgnisse wegen der Wiederbezahlung erregte, forderten ihn auf, — jenes heilsame System einzuführen, wodurch er sich sein ganzes Leben hindurch als einen der weisesten Staatsoekonomen gezeigt hat. Er errichtete das Finanzcollegium, und setzte seinen Plan mit einer Energie durch, die es schon im Voraus andeutete, was er dereinst als Regent seyn würde. — Die Vorstellungen, die er seinem Vater über die Nothwendigkeit einer Oberrechnungskammer machte, waren Meisterstücke der Ueberredungs- und Ueberzeugungskunst. Er zeigte ihm mit aller Würde des Gegenstandes und mit größter Eindringlichkeit „wie jetzt noch die Wunden des Staats geheilt werden könnten, wenn der Regent selbst hierzu alle Kräfte aufbiethen, und sich den Gesetzen der neuen Staatsoekonomie unterwerfen wollte. Das Land sey so verschuldet, daß man kein Geld mehr aufleihen könne; wenn man sich auch zu enormen Zinsen entschließen wollte, weil aller Credit dahin sey. Der ganze Staat stehe auf dem Spiele; — ein ehrloser Bankerut eines der berühm-

testen und ältesten Fürstenhäuser Deutschlands könne ohne die allergrößten Erspahrungen nicht mehr verhütet werden; eine kaiserliche Commission sey schon bereit, in ein sonst so glückliches und reiches Land einzugreifen, und seine letzte Kraft durch die drückendsten Executionen zu vernichten. Die Ehre des Hauses, des Vaterlandes, des Regenten, die Menschenliebe und die Gerechtigkeit forderten zugleich die neue Gesetzgebung. Nach ein paar Jahren würde der Landesherr, bey der gegenwärtigen Lage der Dinge, kaum noch eine geringe Summe zu seinen täglichen Ausgaben besitzen können; da er hingegen, wenn er sich zu dem neuen Systeme entschließe, — immer noch auf ein ehrenvolles Jahrgeld rechnen dürfe, ohne in seinem hohen Alter darben zu müssen."

Das Heilmittel war für den guthmüthigen Regenten äußerst hart und widrig. Er tobte, daß man ihm Gesetze vorschreiben wollte, daß sich eine neue Autorität in die Angelegenheiten des Staates mische, daß man ihm seine Einnahmen wie einem gemeinen Staatsbeamten zumessen wolle, und seine Wünsche auf eine so unerhörte Art einschränke, — daß man sie dadurch gleichsam zu verbiethen scheine. Aber der Erbprinz blieb festen Muths. Die absolute Nothwendigkeit stand ihm zur Seite, — und ein Mann, der durch gleiche Einsichten, durch sein Vertrauen bey dem alten Regenten, und durch die feine, aber doch eindringliche Art,

wodurch er jenen zu erweichen verstand, — das große und nützliche Werk vollenden half. Es war der Geheimerath von Feronce, der in Verbindung mit ein paar sehr thätigen und einsichtsvollen Geschäftsmännern der zweyte Retter des Staats genannt werden konnte. — Das Finanz Collegium wurde mitten unter den sich ihm ankündigenden Schwierigkeiten geschaffen, ein Anfangs verhaßter Nahme, dessen Wohlthätigkeit damals so sehr verkannt wurde, — weil sich ein nicht kleiner Theil von Staatsbedienten, bey jener Regellosigkeit der Einnahmen und Ausgaben, behaglich fühlte. — Mehrern Rechnungsführern hatte man seit vielen Jahren nachgesehen, ohne ihre Papiere und Vorräthe zu mustern. Diejenigen, von welchen man Geld geliehen, genossen ohnehin schon besondere Freiheiten; andere hatten sich milde Gaben zu erschleichen gewußt, und waren in minder guten Absichten reichlich unterstützt worden. Am Hofe lebte man in einem erzwungenen Ueberflusse; der Luxus der Tafeln war bey der Verarmung des Regenten nicht eingeschränkt worden, und in der fürstlichen Küche herrschten die größten Unterschleife. Man raubte nicht mehr mit einer manierlichen Gewandheit, sondern offenbar, und gleichsam unter den Augen des Regenten. Sein Gemüth war zu weich, um dergleichen Excesse zu bestrafen. „Leben und leben lassen!“ sagte er bisweilen, wenn ihm dergleichen Betrügereyen bekannt wurden; — oder nach

ein paar stürmischen Minuten war alles vergeben und vergessen.

Nichts war natürlicher, als daß dem Eigennutze das neue Finanzsystem ein Dorn im Auge seyn mußte, und daß man dasselbe in hundert Fällen einer inhumanen Härte beschuldigte. An ein solches Durchgreifen war man im Lande seit mehr als 30 Jahren nicht gewöhnt. Ein großer Theil der Unterthanen war auch von der Nähe der Gefahr nicht unterrichtet, und so fand das neue Rechnungswesen überall Anstoß und sogar öffentliche Erbitterungen. — Jedoch ich breche hier ab, um mich der Methode zu nähern, wie jenes neue System zuerst in Wirksamkeit gesetzt, und dem erloschenen Staatscredite ein neuer Schwung gegeben wurde. Hierzu bedurfte es, wie bey dem Wiederaufleben eines gesunkenen Handels-Hauses, vorläufig einer beträchtlichen baren Geldsumme, die man natürlicher Weise nicht dem regierenden Herrn, in die Hände gab, sondern zur Tilgung der andringlichsten Schulden, und zur Befriedigung der lautesten Gläubiger anwenden wollte. Das Finanzcollegium wandte sich in dieser Hinsicht an die königliche Bank zu Berlin. Man forderte eine Summe von 500000 Thalern; die Unterhandlungen nahmen einen glücklichen Gang, und man war in Berlin bereit, diese Summe sogleich herzuschießen, wenn ihre Wiederbezahlung durch den Credit und die Unterschrift reeller Banquiers gesichert würde. Der unermüdliche Fe-

ronce betrieb diese Angelegenheit mit einer solchen Kraft, und durch die Begünstigung seiner eigenen Verhältnisse, so schnell, daß in wen'gen Tagen der von Berlin aus geforderte Credit durch die braunschweigischen Handelshäuser — Winkelman, Hausmann, und Herz Samson beigeschafft wurde. Feronce, damals nur noch geheimer Legations-Rath, holte die Summe persönlich von Berlin ab, und von jetzt an begann, wenn ich so sagen darf, das neue Leben und die Auferstehung des Staats *).

---

*) In dem Besitze jener 500000 Thaler preußischer Gelder versuchte man das erstaunliche Wagstück, weit über eine Million Thaler zu kündigen, indem man sehr richtig die Verlegenheit so vieler Gläubiger auf einmal berechnet hatte. Diejenigen, welche sich binnen 4 Wochen nicht erklärten, ihr Capital stehen zu lassen, sollten sich zu einer Verminderung der Zinsen bequemen. Man staunte über den, wie durch ein Wunder, geschaffenen neuen Credit des Landes und die Gläubiger ließen gern die Capitalien stehen, weil sie in der Eile so viel Geld nicht unterzubringen wußten. — Man fuhr mit diesen Kündigungen jährlich fort, und brachte es schon nach wenigen Jahren dahin, daß die Gläubiger mit 3 Procent zufrieden waren, — solche Riesenschritte hatte der Credit in kurzer Zeit durch eine geschickte Wirthschaftlichkeit gemacht. — Indeß hatte man doch jenes Wagstück nicht so grade ins Blaue hin versucht.

Ein glücklicher Gedanke begünstigte dieses neue Leben. Man benutzte jenen schuldlosen Kunstgriff, — die schreiendsten Gläubiger zu überraschen, man kündigte, zum Erstaunen des ganzen Landes, auf einmal mehrere große Capitalien, und zeigte öffentlich an, daß die Bezahlung jeden Augenblick bereit liege, und daß man sich keinen Tag länger zu den höhern Zinsen verstehen werde; daß mit der Abzahlung der ganzen Schuldenmasse bereits der Anfang gemacht sey, — und daß man die sich erholenden Staatskräfte zur Tilgung der Schulden zunächst verwenden wolle. Dieser Kunstgriff, daß man bertächtliche Schulden wirklich bezahlte, und andere Gläubiger imponirend zur Abholung des Geldes aufforderte, — machte eine allgemeine Sensation. Das

---

Das große Leihaus zu Braunschweig war ein vortreffli= cher Rückhalt bey dieser Speculation. Es hatte die fürst= liche Erlaubniß, so viel Capitalien aufzunehmen als es wollte; es war eins der reichsten Institute dieser Art in ganz Deutschland, und da nun mehr in keiner Landes= kasse Geld angeliehen wurde, so strömten ungeheure Sum= men nach dem Leihhause, aus welchem sogleich zur Be= friedigung andringlicher Gläubiger die nöthigen Gelder angeliehen werden konnten, und angeliehen wurden. — Die subtile Berechnung aller dieser Umstände zur Grün= dung des neuen Credits konnte ein wahres Kunststück in seiner Art genannt werden.

Gerücht, welches alles vergrößert, nannte eine viel grö߬ßere Summe, welche der Erbprinz von Friedrich dem Großen erhalten. Die Gläubiger kamen in Verlegenheit, große Summen auf einmal zurück nehmen zu müssen, und die Zahlbarkeit der Kassen erregte überall die Besorgniß unter den Gläubigern, daß die Zinsen tiefer, als jemals sinken würden, da das neue Oeconomiesystem in der auffallendsten Sichtbarkeit alle Hülfsquellen zum Emporheben des Staats benutzte. — Man sahe aus allen Anstalten, daß es dem edeln Erbprinzen wahrhafter Ernst war, dem Vaterlande zu helfen. Er selbst nahm von dem Lande nichts. Sein Hofstaat wurde größtentheils durch die edelmüthigsten Beyträge von seiner Gemahlinn unterhalten. Das rastlose Hinarbeiten des Finanzcollegiums auf seinen absoluten Zweck schien allein durch seine Thätigkeit alle Gläubiger zu beruhigen. — Da, wo die Verschwendungen aufhörten, mußte die neue Blüthe des Staats beginnen. Ohne Bewilligung jenes Collegiums konnte und durfte aus keiner Landeskasse ein Groschen gezahlt werden. Auch die kleinsten Summen, die der regierende Herzog erhielt, kamen nur auf diesem Wege in seine Hände. — Der Regent, welcher dies Institut nun selbst sanctionirt hatte, konnte nun nicht mehr willührlich aus den Kassen schöpfen. Alle Kassen im Lande hatten den bestimmtesten Befehl nichts auszuzahlen, wenn nicht zugleich der Nahme des Erbprinzen unterschrieben

war. — Der Regent mußte sich mit der ihm ausgesetzten Summe begnügen, und wenn er damit nicht ausreichte, blieb ihm weiter nichts übrig, als im nächsten Monathe Ersparungen zu machen.

Die Maschine war nun kunstmäßig aufgezogen, der neue Geschäftsgang eingeleitet, und die Einrichtung gemacht worden, nach welcher der Erbprinz von jetzt an, und auch in der Folge als wirklicher Regent jährlich 100000 Thaler von der ganzen Schuldenmasse abzuzahlen feierlichst versprach, — bis alles getilgt sey. — Den Landständen wurden für die übernommene Schuld, zur Sicherheit, verschiedene Gefälle angewiesen, — und so sah man dem Aufblühen des verarmten Staats mit frohen Hoffnungen entgegen, — als wider aller Erwarten, von der hannoverischen Regierung die höchst auffallende Notification anlangte: daß der Herzog von Braunschweig an Hannover zwey Millionen schuldig sey, daß sich der Zahlungstermin nähere, und daß man, bey dem Ausbleiben der Zahlung, die verpfändete Grafschaft Blankenburg von Rechtswegen hinnehmen werde *). Der Termin dieser Zahlung war nach dem

---

*) Die hannoverische Schuld war schon im siebenjährigen Kriege gemacht. Man wollte den Regenten bey den Kriegslasten unterstützen, und ihn in den Stand setzen, aufgenommene Gelder zurückzuzahlen. Man lieh ihm das Kapital ohne Zinsen, um dadurch restirende Subsi-

Verpfändungsdokumente, von dem sich bey der braunschweigischen Regierung auch nicht einmahl eine Copie fand, und daher das Finanzkollegium nicht die geringste Kunde hatte, — wirklich so nahe, — daß jetzt um so viel weniger die Zahlung an Hannover geleistet werden konnte, da bereits das Arrangement wegen der übrigen Schuldenbezahlung getroffen war. Dieser Schlag schien auf einmahl das aufkeimende Finanzsystem wieder zu vernichten, und allen zurückkehrenden Kredit in sein voriges Nichts zurückzuweisen. Auf eine so ungeheure Summe war man nicht gefaßt, da man sie überhaupt gar nicht kannte. Man hatte sie damahls beym Empfange, wie man glaubte, unter dem Nahmen angekommener Flintensteine, in die Canzley niedergelegt, und der gutmüthige Regent hatte so lange aus dieser Quelle geschöpft und schöpfen lassen, bis auch diese versieget war.

Genug, nach den Verschreibungen, die Hannover in den Händen hatte, war ein schöner Theil des Lan-

diengelder abzutragen, in lauter feinen 2/3 oder sogenanntem Kassengelde, deren Wiederbezahlung im Jahre 1774 fällig war. Die Unmöglikeit derselben war evident. Das Regulativ, welches sich Hannover auf Befehl seines Königs hierbey in der Folge gefallen lassen mußte, — dehnte die successive Berichtigung der Schuld auf 20 Jahre aus, so daß jede 5 Jahre eine halbe Million bezahlt, und 1794 das letzte Viertheil pünktlich abgetragen wurde.

des unwiderbringlich verlohren, und das so lange an sich gehaltene Schweigen der hannoverischen Regierung in dieser Sache, wodurch der heilsame Plan des Erbprinzen in seinen innersten Grundfesten so gewaltsam erschüttert wurde, that seinem Herzen so weh, daß er jenes Verfahren nie vergessen konnte. Man sah es nur zu deutlich, daß Hannover, welches die tiefe Zerrüttung der braunschweigischen Finanzen genau kannte, und wohl wußte, daß jetzt die Wiederbezahlung der Schuld schlechterdings unmöglich sey, — in dieser verworrenen Lage jenes Stück Land sogleich okkupiren und für sich behalten wolle, da der Herzog selbst kein anderes Rettungsmittel anzubieten hatte. In dieser Verwirrung leistete der würdige und hellsehende Feronce seinem künftigen Regenten wiederum die unvergeßlichsten Dienste. Er hatte sich, als er den Vermählungstraktat des Erdprinzen in London vollziehen half, dort unter den Ministern manchen wichtigen und thätigen Freund erworben; er kannte die innern Verhältnisse des Hofes und der Methoden, wie man dort unterhandeln mußte. Der König und die königliche Familie achteten ihn, und er hatte auch nachher, bey seiner Entfernung von London, diese Verbindungen fortgesetzt. — Alle diese Umstände benutzte er jetzt als ein kluger und entschlossener Staatsmann, um den tödlichen Schlag aufzuhalten, welcher Braunschweig treffen sollte. Er schrieb dem englischen Ministerio: daß das Land eines

so nahen Verwandten des Königs verlohren sey, und fast alle Plane zu dessen Aufrichtung wieder zurückgenommen werden müßten, wenn Hannover auf die jetzt unmöglichen Zahlungstermine dränge. Daß der eben durch die Mitwirkung des Erbprinzen so wohlthätig erneuerte Kredit nun noch tiefer, als vorher fallen müsse, daß man von den unseligen 2 Millionen nichts gewußt; daß die Anforderungen Hannovers zur höchsten Unzeit laut geworden, und daß es nun kein anderes Mittel gebe, die Ehre des Hauses, das Glück des Landes und die Ruhe seines Fürsten zu sichern, als die Zahlungstermine so lange hinauszuschieben, bis diese Schuld, so wie die übrigen, dem entworfenen Plane gemäß, successive berichtigt werden könnten.

Man erkannte in London das Dringende und Gerechte dieser Vorstellungen, — und das Harte einer sich wieder hebenden Saatswirthschaftlichkeit des verwandten Fürstenhauses neue Schwierigkeiten in den Weg zu legen, und das drückende Elend des Landes nur noch zu verlängern. So unerwartet in Braunschweig die Ankündigung der zu zahlenden hannoverischen Schuld war, so überraschend schien nun in Hannover die Weisung des Königs von England: daß man sich die Bezahlung der Schuld nach einem andern Arrangement gefallen lassen möge, und daß man den Kräften des braunschweigischen Staats die nöthigen Erholungen gönne, — um in der Folge auch diese Schuld zu

berichtigen. Hierdurch war eine der größten Verlegenheiten, worin sich das neue System befand, gehoben, obgleich die Schuldenmasse nun noch viel größer war. Die strengste Wirthschaftlichkeit wurde jetzt noch nothwendiger, und der edle Erbprinz fühlte sich einst in seiner harten Lage so bedrängt, daß er wünschte, seinen Orden für eine beträchtliche Summe zu einiger Tilgung der Schulden verkaufen zu können. — Dieser Muth und diese Thätigkeit des großen Mannes, jene ungeheuren Schulden zu tilgen, und die vielen dem Lande aufgebürdeten Abgaben, die man hier seit Jahrhunderten nicht gekannt hatte, wieder zurückzunehmen, und die Rastlosigkeit und Consequenz, welche er bis an seinen Tod in dieser Staatsökonomie bewies, gehören unstreitig zu den achtbarsten Partien seines hierin wahrhaft normalen Regentenlebens. Die 100000 Thaler wurden jährlich und regelmäßig durch die Ersparungen abgetragen, die jährlichen Abrechnungen deshalb jedesmahl dem Ministerio vorgelegt, und das große Deficit war in kurzer Zeit wie verschwunden. Es scheint dem ersten Anblicke nach in der That etwas Wunderbares darin zu liegen, daß ein Land, dessen Ausgaben so lange die Einnahmen in einem so hohen Grade überstiegen, daß sie nicht mehr zu Bezahlung der Zinsen hinreichten, — sich so bald aus seinem tiefsten Abgrunde wieder empor richtete, und allen seinen Gläubigern ein Stillschweigen auflegte. So viel vermochte das An=

sehn eines einzigen großen Mannes, der damahls nicht einmahl wirklicher Regent war; aber der Welt durch sein persönliches Verdienst, und durch den Ernst, welcher in seiner ganzen Handelsweise lag, ein unerschütterliches Vertrauen auf sein gegebnes Wort einzuflößen wußte.

Das neue System wich nun, nach dem die Hannoverische Schuld arrangirt war, keinen Augenblick aus seinem Geleise. Es wurde durch seine innere Güte bewacht; es konnte nicht fallen, so lange dieser Fürst, und in diesem Fürsten der Muth lebte, alles zur Vollendung seines edlen Plans aufzuopfern. Erst nach vielen Jahren, — nachdem der größte Theil der Schulden berichtigt, und das Land von den vielen erhöheten Abgaben befreiet war, durfte man es wagen, ihn an das Zurücklegen eines kleinen Privatschatzes zu erinnern. — Er selbst war nicht auf diesen Gedanken gefallen, und er hielt die Sache für so unbedeutend, daß er sie Anfangs ganz von sich wieß, so rational auch jener Vorschlag immer seyn mochte, wie es die Folgezeit deutlich genug auswies. Diese Privatgelder wurden nie auf Kosten und zur Bedrückung anderer gesammelt. Sie flossen unmittelbar aus einer guten Wirthschaftlichkeit her, aus kleinen Ueberschüssen und Berechnugen der Kassen, die nach und nach zu einem Kapitale anwuchsen, und endlich beträchtliche Zinsen trugen. Hiervon bestritt der Herzog den größten Theil

seiner individuellen Ausgaben, ohne in die Landeskassen einzugreiffen, — seine Reisen, seine milden Gaben und Geschenke, die sehr zahlreich waren, seine beträchtlichen Zuschüsse für die Verschönerung seines Regiments in Halberstadt, seine öfteren Berichtigungen fremder Schulden, seine Beyträge zum Theater, seine Unterstützungen wohlthätiger Institute, und brauchbarer Männer.

Doch alle jene Ersparungen würden in einem so kleinen Staate die zu große Schuldenlast nur höchst langsam vermindert haben, wenn nicht unerwartete günstige Umstände neue, und zwar sehr ergiebige Geldquellen eröffnet hätten. Der Ausbruch des amerikanischen Krieges gab hierzu die erwünschtesten Aussichten. England suchte ein Corps deutscher Hülfstruppen unter sehr einträglichen Bedingungen, und nach dem Maßstabe des reichen englischen Soldes — und Braunschweig gab von 1776—1783 fast seinen ganzen Truppenvorrath dazu her *), wodurch eine erstaunliche Summe gewonnen wurde. Die Größe dieses Gewinnes ist ein Geheimniß geblieben, — theils, weil die Regierung sich nicht für verpflichtet halten

*) Dieses Corps bestand aus 1 Regimente Dragoner, unberitten, 1 Bataillon Grenadiere, 4 Regimenter Infanterie, und noch 1 leichtes Infanteriebataillon mit 1 Jägerkompagnie — zusammen aus 4300 Mann.

konnte, alles von England empfangene Geld an die in seinem Dienste stehenden Truppen zu verwenden; theils, weil die Summe, welche das Militär während dieser ganzen Zeit dem Lande gekostet haben würde, jetzt in die Krieskasse floß, und dieselbe nach ihrer bisherigen Verarmung mit neuen Schätzen, zur Verminderung der Schulden, füllte. — Hierdurch stieg endlich der Kredit der Kassen höher, als in jedem andern Lande, indem man nur noch 2½ Procent Interessen gab. — Die Kunst zu spahren wurde so systematisch getrieben, daß der kommandirende General nach der Rückkunft der Truppen aus Amerika 1783, außer dem allgemeinberechneten Gewinn, noch einen beträchtlichen Geldschatz seinem Regenten abliefern konnte. — Einige Jahre darauf sandte man wiederum ein ansehnliches Subsidiencorps nach Holland *), wodurch neue große Summen gewonnen wurden, und der Landeskredit eine solche Vollendung erhielt, daß die jährliche Abzahlung von 100000 Thalern kaum noch nöthig schien. — Auf die Art könnte man sagen, daß Braunschweig die Tilgung seiner ungeheuren Schuldenmasse zum Theil seinen Soldaten verdankte; wenigstens würden ohne diese erstaunlichen Zuflüsse jene Schulden viel langsamer bezahlt worden seyn.

---

*) Von 1788—1795 in der Garnison zu Mastrich. Holland bezahlte für 3472 Mann.

Wem erscheint der Herzog als Staatshaushälter nicht von der achtbarsten Seite, wenn seine Oekonomie auch bisweilen in das Ueberspannte fiel, und dem Anscheine nach an Geitz gränzte! Die Vernünftigern haben ihn auch stets auf jener Höhe des Verdienstes inniger, als unter dem glänzenden Nahmen des Feldherrn, verehrt, — und wie oft haben ihn seine treuen Staatsdiener, besonders in seinem Alter, gebethen: einem so mühseligen Militärdienste zu entsagen. Es wurde zwar durch die öftern Entfernungen des Regenten, bey der einmahl so konsequent eingerichten Regierung, nichts verabsäumt. Allein war es deutsche Anhänglichkeit an die Person des Fürsten, oder waren es Vermuthungen, daß jener Feldherrndienst den Herzog dereinst noch mißmüthiger, — noch unglücklicher machen — wenigstens ihn mit Undank lohnen könne, genug, die Unterthanen sahen es nicht gern, daß er bis in sein tiefes Alter hinein immer noch preußischer General blieb, und überall herrschte im Lande ein bedenkliches Trauern, eine Art von patriotischer Wehmuth, als man ihn auf den gefährlichen Schauplatz des letzten Krieges treten sahe. Allein er äußerte sich mehrmahls: „mein Land kann nur mit Preußen stehen oder fallen.“

Als Staats- und Weltmann, und in diplomatischen Hinsichten befand sich der Herzog auf einem höhern Standpunkte, als irgend einer der gleichzeitigen

kleinern deutschen Fürsten, — nicht sowohl in Absicht seines eigenen Landes, als vielmehr wegen seiner engen zwar abwechselnden, aber doch immer wichtigen Verhältnisse mit und zu der preußischen Monarchie. — Sein eigenes Land konnte ihn als Diplomatiker, bey allen seinen großen ministeriellen Kenntnissen, wenig beschäftigen. Es war nur ein kleiner Theil des großen germanischen Ganzen, und der Herzog nannte es bisweilen nur einen Punkt auf der Landkarte. Es war den allgemeinen deutschen Reichsgesetzen unterworfen; eine nicht für sich bestehende Provinz; es mußte als solches seinen gothischen Zuschnitt behalten, und der Herzog wagte es nur ein paarmahl in die alten Reichsformen mit entschlossener Hand einzugreifen, — ich nenne hier nur die Abschaffung der kaiserlichen Post *). Aber auch hier verfuhr der weise Regent mit der ihm bey allen öffentlichen Angelegenheiten so ganz eigenthümlichen Bedachtsamkeit. Schon mehrere deutsche

*) Hierdurch aber sollte und konnte kein Individuum etwas verlieren. Der Herzog wollte das ganze Personale dieser Post in seine Dienste nehmen; aber die Direktion schlug es aus. Die Preise der Postabsendungen wurden durch diese Veränderung nicht im mindesten erhöhet; so wie überhaupt dieser edle Fürst — bey jeder neuen Einrichtung die Frage obenan stellte: — „kann dieß für den Unterthan drückend werden?“

Fürsten hatten diesen Schritt gewagt, und da man im Preußischen jene Gesetze schon längst nicht mehr anerkannt hatte; so konnte der Herzog, im Vertrauen auf den preußischen Schutz, seinen Plan ohne weitere Besorgnisse vollenden. Die ganze Sache erregte weiter kein Aufsehn. Um aber auch dieß zu verhüten, gebrauchte der Herzog die Vorsicht, die Gründe und Befugnisse zu dieser Handlung durch einen der gelehrtesten Statisten jener Zeit, den Herrn Pütter zu Göttingen, rechtfertigen zu lassen. Nie hat ein Fürst mit einer größern Behutsamkeit und besonders in einzelnen Fällen mit einer subtilern Dezenz den Anschein des willkürlichen Handelns in Staatsgeschäften vermieden, als er. Ehe er hierin Schritte wagte, ließ er die Gründe hierzu genau und nach den einmahl bestehenden Rechten abwägen. Er verließ sich hierbey nicht allein auf seine Kenntnisse; sondern hörte immer erst den Rath und die Eingebungen seiner Rechtsgelehrten, — bisweilen sogar auf eine etwas zu nachgebende Weise. Aber er wollte nun einmahl als Regent in dem öffentlichen Weltleben keinen Anstoß geben, und keine Schritte wagen, die er vielleicht wieder zurücknehmen mußte.

Circumspection war ein Grundzug seiner Staatsphilosophie. Sie lag in seinem zarten Ehrgefühl, in seiner großen Menschenkenntniß, in seinem Mißtrauen, in seinen gespannten und subordinirten Verhätnissen

mit andern Staaten. Wie behutsam und ausweichend nahm er sich nicht selbst gegen die hannoverische Regierung, ungeachtet er der nächste Verwandte des königlichen Hauses, und der regierende Fürst der ältern Linie war. Es war fast immer sein Rath in den gemeinschaftlichen Verhandlungen der Häuser nachzugeben, und sich überall der Artigkeitssprache gegen die dortigen Minister zu befleißigen, dieß gieng so weit, daß vielleicht die großen Verdienste des Herzogs nirgends so sehr verkannt worden sind, als in Hannover, — weil man ihn immer nur nach dieser seiner gewöhnlichen Höflichkeitssprache und nach jenen feinern Ausbiegungen beurtheilte, und seine Kraft zum Durchgreifen oft lieblos genug bezweifelte.

Uebrigens dürfte es wohl jedem künftigen Biographen des Herzogs schwer fallen, den ganzen Umfang seiner diplomatischen Verhältnisse, und die individuelle Geschichte derselben auszumessen. Der Herzog verfuhr da, wo er sich in die Staatsangelegenheiten irgend eines andern Hofes mischen durfte, mit einer solchen Diskretion, und einer so subtilen Klugheit, daß immer nur ein paar seiner vertrautesten Mitarbeiter hiervon einige Kunde hatten. Die ihn angehenden diplomatischen Aufgaben arbeitete er fast immer eigenhändig und allein in französischer Sprache aus, deren Entwurf dann gemeiniglich dem hellsehenden Feronce vorgelegt wurde. — Oder er bediente sich hierbey

auch öfters der feinen Rathgebungen einer zärtlichen Freundschaft, von deren Verschwiegenheit und Einsicht er vollkommen überzeugt war. In fremde Staatsangelegenheiten, welche das Land nicht unmittelbar betrafen, und nicht in das Departement des Ministeriums einschlugen, — wurde auch dieses nicht formell unterrichtet, — am wenigsten von dem Militärverhältnisse des Herzogs zu dem preußischen Staate, — daher es sich auch bey der Occupation des Landes durch die französischen Sieger außer aller Verantwortlichkeit befand.

Die Dependenz von den preußischen Staaten öffnete dem Herzoge in der That ein weites Feld diplomatischer Wichtigkeit; aber eben diese Dependenz schrieb ihm auch wiederum Gesetze vor, über die er, bey dem Geiste seiner Behutsamkeit, wohl nie hinaus ging, vielleicht auch nicht hinausgehen konnte. — Das preussische Ministerium, welches so sehr seiner eigenen Selbstständigkeit vertrauete, würde die Einmischung einer fremden so mächtigen Hand ungern getragen haben. Der permanente Einfluß eines thätigen und freymüthigen Geistes, der das Vortrefliche der preußischen Regierung zwar hoch verehrte, aber auch von ihren Mißbräuchen und Gebrechen genau unterrichtet war, konnte dem Berliner Kabinette nicht gleichgültig seyn, und man weiß, daß diesem Einfluße auf vielfache Art entgegengearbeitet wurde. — Der Herzog würde in

der

der doppelten Form als influirender Staatsmann, und als preußischer Feldherr, nach der Meinung des Kabinets, einen zu imponirenden Charakter für dasselbe angenommen haben, und so blieb er selbst in den bescheidenen Grenzen, die ihm die Lage der Dinge und seine eigene Staatsphilosophie vorschrieb. Ohne sich besonders einzumischen, hielt er es gewiß immer mit der edlern und hellsehendern Partie des Kabinets, gab aber doch auch da dem größern und mächtigern Theile nach, wo die Stimme nur von ihm als Feldherr gefordert wurde.

Als Friedrich der Große gestorben war, richtete bey dem erstaunlichen Wechsel der Dinge Europa die Augen vornehmlich auf den Herzog. Man setzte voraus: daß ein so heller Geist, welcher dem preußischen Hause schon so lange gedienet, und die sichtbarsten Dokumente von der Güte seiner eigenen Regierung an den Tag gelegt hatte, bey dem neuen Regenten den entschiedensten Einfluß haben werde. — Selbst Mirabeau glaubte dieß und hielt sich als Agent irgend einer französischen Autorität zu jener Zeit in Braunschweig auf, als man von dem nahen Ableben des großen Königs überzeugt war. Dieser Glaube an einen reellen Einfluß des Herzogs auf die künftige preussische Regierung wurde dadurch allgemeiner, weil man den Ausbruch eines neuen Krieges zwischen Oestreich und Preußen befürchtete, — und sich in diesem Falle

ein so eminenter Kopf an die Spitze stellen mußte. Jene Furcht war nichts weniger als ungegründet. So lange der allgemein geachtete Schutzgeist Deutschlands, Friedrich der Große, lebte, würde es Oestreich nicht gewagt haben, Schlesien zurückzufordern; aber jetzt änderte sich die ganze Scene. Die Entschlossenheit des Kaisers Joseph war hierüber bekannt, und seine Plane waren längst entworfen — und auf den Tod des großen Friedrichs berechnet. — Frankreich konnte bey der Vergrößerung des östreichischen Hauses nicht gleichgültig bleiben; es mußte in diesen Momenten eine Verbindung mit Preußen wünschen, — und Mirabeau schien den Auftrag zu haben, die Vorbereitungen hierzu einzuleiten. Es ist entschieden, daß Frankreich sein Augenmerk vorzüglich auf den Herzog von Braunschweig richtete. Man hatte diesen einsichtsvollen Geist in Paris kennen gelernt; man kannte seine Hinneigung zur französischen Nation; man betrachtete ihn als den Einzigen, welchem man die Zügel des preußischen Staats in die Hände geben müsse, um diesen und die germanische Freiheit zu halten und zu befestigen. — Mirabeau sagte ihm einst ohne Schmeichelei folgende Worte: „que tout l'appellant à la suprême influence sur les affaires de Prusse, après la mort du grand Roi, et la Prusse étant aujourd'hui, dans le continent le pivot de la paix ou de la guerre, lui (duc de Brunswick) seroit presque le

seul à en décider, qu'il avoit assez été le Dieu de la guerre, que j'étois convaincu qu'il seroit désormais l'ange de la paix." *)

Allein Frankreich hatte sich nebst dem ganzen übrigen Publikum über die neuen Verhältnisse getäuscht, welche dem Herzoge, nach Friedrichs Tode, von selbst entgegen zu kommen schienen. Eine bekannte und mächtige Partey, welche den neuen Souverain umgab und leitete, — suchte jeden großen Mann von ihm zu entfernen, welcher Einfluß haben könnte. Der erste würdige und hochverdiente Mann, den man in den Hintergrund schob, war Herzberg, — mit welchem der Herzog im diplomatischen Fache wohl am meisten korrespondirt hat. — Die Bekanntmachung ihrer beiderseitigen Briefe würde ein beträchtlicher Gewinn für jene Zeitgeschichte seyn. — Ein zweiter sehr wirksamer Geist, der in die neue Regierung einzugreifen wünschte, und die Nothwendigkeit eines soliden Systems gewiß durchschauet hatte, aber auch in Entfernung gehalten wurde, war der Prinz Heinrich, Bruder des großen Friedrichs. — Nach diesen Ansichten mußte die Einmischung in den preußischen Staat auch für den heller sehenden Herzog alles Anlockende verlieren, — und alle Persuasionen hierzu drangen nicht mehr in ihn ein. Der Herzog sagte dem

*) Histoire secrette. Tome I. p. 13.

zudringlichen Mirabeau gradezu: „qu'il n'auroit jamais d'influence en Prusse, et qu'il etoit loin d'en desirer." Mirabeau nennt dieß zwar nur une phrase d'étiquette et de répresentation. Allein grade damahls war diese Phrase dem Herzoge gewiß Ernst, da er die nächsten Metamorphosen am Berliner Hofe in allen ihren Verwickelungen kannte. Wenn ihn auch nicht selten der Wunsch, einen größern Wirkungskreis zu haben, durchglühen mochte; so war dieser Wunsch doch wohl nicht ganz dahin gerichtet, wohin ihn der schlaue Mirabeau, wahrscheinlich zu seinem eigenen Vortheile, leiten wollte. Der Herzog war zu bescheiden, um das Ruder allein zu führen, und zu vorsichtig, um sich in eine Regierung zu mischen, deren Zügel sich auf einmahl so viele Hände zu bemächtigen suchten, oder eigentlich sich schon im Voraus bemächtigt hatten. — Der Herzog sah es vorher, daß bey dieser Pluralität so verschiedenartiger Hebel kein absoluter und allgemeiner Zweck für das Ganze, — sondern nur einzelne relative Zwecke in Nebensachen erreicht werden konnten, und dieß war für seinen emporstrebenden Geist zu klein, und für seinen Stolz zu niedrig.

Aber da, wo er in andern Fällen als deutscher Fürst seine Autorität zeigen konnte, hat er sie mit Kraft und Würde zu behaupten gewußt. Er unterstützte die Wahl des Herrn von Fürstenberg zum

Bischofe von Hildesheim gegen einen viel mächtigern Nebenbuhler, — und der Fürstenbund verehrte in ihm eins seiner wärmsten Mitglieder, und seiner thätigsten Beförderer. — Diese Angelegenheit hatte seinen Geist so ergriffen, daß er stets mit Enthusiasmus von diesem Bunde der germanischen Freiheit sprach, und die merkwürdige Schrift des Herrn von Dohm hierüber nicht bloß gelesen, sondern studiert hatte. — Aber die meisten seiner diplomatischen Verhältnisse, — seine Verhandlungen mit Holland 1787, und wenige Jahre darauf mit den Emigrirten, — sein Einfluß auf den letztern Krieg, — und die Resultate seiner merkwürdigen Reise nach Petersburg — erwarten zu ihrer historischen Entwickelung die Zukunft — und erfordern ein Sichten und Abwägen so vieler Schriften, und ein Sammeln so vieler Umstände, daß sie nur einer allgemeinern und kritischen Biographie dieses seltenen Regenten anvertrauet werden können.

Daß er dem preußischen Staate keine andern Ansichten seiner künftigen Existenz durch eine Allianz mit Frankreich gab, konnte man wohl nicht stricte von ihm fordern, wenn man alle Umstände hierbey berechnet. Er war ja wiederum nicht der Souverain. Er leitete die Politik nicht, wie er sich so nachdrücklich gegen den Herrn von Massenbach äußerte. Er wollte sie nicht leiten, um sich nicht in seinem hohen Alter neuer Verantwortlichkeiten, und neuer hämischen Kri-

tiken auszusetzen. — Doch auch diese Erörterungen wird uns bald die neue Literatur geben.

— Und nur noch einige historische bisher unbekannt gebliebene Aufklärungen über des Herzogs merkwürdiges Manifest gegen Frankreich, vom 25sten Julius 1792, — welches er selbst mehrmahls das unselige, oder auch mit noch gehässigern Ausdrücken benannte, — Man hat dieses Manifest seit seiner Bekanntmachung nach den ungünstigsten Ansichten beurtheilt; man hat die Vorwürfe, welche man schon damahls dem Herzog hierüber machte, in neuern Zeiten häufig wiederholt, — und man hat es nicht begreifen können, wie ein so aufgeklärter, so hochgebildeter und humaner Feldherr sich darin einer so drohenden und donnernden Sprache bedienen, und glauben konnte, durch diese Sprache einer damahls für ihre Freiheit so sehr exaltirten Nation Furcht einzujagen. — Wirklich hatte man es im Convente zu Paris mit einem wegwerfenden Lächeln gelesen, und war ohne weitere Rücksichten auf dasselbe sogleich, wie damahls die öffentlichen Blätter sagten, 'zur Tagesordnung geschritten. — Ja, das Manifest mußte sogar eine ganz entgegengesetzte Wirkung hervorbringen, weil es die Nation nur desto mehr erbittern, und die ausgebrochene Flamme nur noch stärker anfachen mußte. — Alle Drohungen vermehren in dem gereitzten Gemüthe

— die Erbitterung, — und wenn es gleich nicht immer wahr ist, daß die Drohung aus einer geheimen Furchtsamkeit hervorgehet; so betrachtete man doch einen Muth, der sich so ausspricht, und der, bey einer so kombinirten Armee, kaum für sich selbst gutsagen konnte, — als etwas nicht sehr Gefährliches. —

Andere Kritiker billigten jene harte Sprache des Manifests; theils, weil die Natur einer solchen Schrift auch einen solchen Ton gegen ein aufrührerisches Volk zu billigen schien; theils, weil man darin einen Charakter erblickte, der mit festem Schritte seinem Ziele entgegenstrebte, und einer höchstunglücklichen Königsfamilie in ihrem Kerker zu Hülfe kommen wollte; — theils, weil der ganze Krieg gegen solche Rebellen höchst gerecht schien. Man fand auch bey ruhigerer Ansicht den Inhalt des Manifests so unerhört nicht, da die neuere Zeitgeschichte so viel dergleichen Manifeste anderer Souveraine kannte, und die einzige so hart hervortönende Stelle hielt man für eine Territion, deren Ausübung der Herzog gewiß selbst verhindert haben würde.

Diese Stelle ist durchaus nicht in dem Geiste des edelmüthigen Herzogs, und der alliirten Mächte geschrieben, wenn sie auch den ganzen übrigen Inhalt des Manifests billigen konnten. Denn dieser enthielt nichts Empörendes und Inhumanes, sondern ging von rationalen Beweggründen und Bedingungen aus,

um ein verirrtes Volk aus seiner bisherigen Anarchie in die Arme des Friedens zurückzuführen. Man huldigte in dem Manifeste der ruhigern Volksparten; man versicherte, kein anderes Ziel bey dieser Unternehmung, als das Glück der Nation vor Augen zu haben, — man wollte sich nicht in die innere Staatsverwaltung des Reichs mischen, sondern nur dem unglücklichen Könige seine Fesseln abnehmen; man versprach den Bessergesinnten allen Schutz, und den von ihrer Verirrung zurückkehrenden Aufrührern — Verzeihung. — Alle diese Wendungen waren dem Charakter eines edeln deutschen Fürsten nicht unangemessen, und der Herzog hat es gewiß redlich bey diesen Ausdrücken gemeint; es befindet sich kein Wort darunter, welches er nicht mit gutem Gewissen unterschreiben konnte. Aber nun folgt die furchtbare Stelle *), die der Herzog selbst durchaus mißbilligte, die wahrscheinlich nach seiner ersten Durchsicht in den Text geschoben wurde, die er selbst unerhört und völlig unnütz nannte, und die ihm, so lange er lebte, das Manifest so widerlich machte. Wer erblickt in dieser Phrase nicht die Sprache jener erbitterten und stolzen Emigrirten, welche zuerst durch ihre vielfa-

*) „Elles en tireront une vengeance exemplaire et à jamais mémorable, en liverant la ville de Paris à une exécution militaire et à une subversion totale."

chen Exklamationen die deutschen Fürsten zum Kriege gegen Frankreich aufreizten! Emigrirte hatten von einem andern Emigrirten, einem gewissen Feuerkopfe, das Manifest aufsetzen lassen. Sie meinten die deutschen Fürsten müßten schon so etwas unterschreiben, da jene Auswanderer die kombinirten Armeen sogar einmal in ihrem Uebermuthe nur erträgliche Hülfstruppen nannten. Man legte dem Herzoge von Braunschweig den Inhalt des Manifests vor; — allein in dieser Form wollte er es nicht; er wünschte, daß man es viel gelinder modificire. „Das muß nur erbittern,“ sagte er mehrmals; — und wer sieht hier nicht seinen ihm so eigenen bedächtlichen Geist, und seinen hellen Blick in die Zukunft! Die Emigrirten widersprachen ihm nicht, — man hörte aber auch seine Gründe nicht, und so wurde das Manifest, wider seinen Willen, in jener Form abgedruckt. Man hatte ihn darüber nicht weiter befragt, und man hatte es ihm mit seiner Unterschrift so gedruckt zugesandt, wie wir es besitzen. Die Sache war nun nicht mehr zu ändern, die unglückliche Schrift war in den Händen des Publikums; — aber man weiß auch, daß von dieser Zeit an die große und gerechte Unzufriedenheit des Herzogs mit der ganzen Einleitung der Dinge anfing, und durch die erdichteten Vorspiegelungen der Emigrirten täglich zunehmen mußte. — Der Her=

zog war gegen den ersten Entwurf des Manifests so aufgebracht, daß er ihn zerriß.

Was hätten auch die alliirten Mächte mit einer solchen Subversion erreichen wollen, und erreichen können, da sie mit ihrer guten Absicht in dem sonderbarsten Widerspruche stand! — Sie wollten das Volk, und vornehmlich die Residenz wieder für ihren König gewinnen, und wollten sie doch total zerstöhren, — eine Logik, die sich durchaus nur in dem Kopfe eines rachsüchtigen Emigrirten denken ließ. Es ist wahr, — man konnte Paris, wie im 30jährigen Kriege das unglückliche Magdeburg, verwüsten, und tausende seiner Einwohner niedermetzeln; aber wegen der Größe der Stadt, und der ungeheuren Menge ihrer Einwohner würde die Auflösung des schrecklichen Problems doch kaum möglich gewesen seyn. Paris ließ sich nicht wie ein kleines Dorf abbrennen, so leichtsinnig auch die glühende Rachsucht das furchtbare Wort: Subversion totale — hingeworfen haben mag. — Gesetzt aber auch, man hätte das Entsetzlichste verübt, und Paris vernichtet; so war dadurch noch nicht die furchtbare französische Armee geschlagen, das Land noch nicht erobert, und der König noch nicht wieder auf den Thron gesetzt. In einem noch gehässigern Lichte erscheint die ganze Drohung, daß man darum eine ganze Stadt verwüsten wollte, wenn sich ein kleiner, vielleicht der kleinste, Theil der Einwohner eine Gewaltthätigkeit gegen die Person des

Königs erlauben würde; denn gewiß nur der kleinste Theil der Einwohner wäre im gegenwärtigen Falle strafbar gewesen. — Doch genug hiervon! Die ganze Drohung ist nach allen ihren Ansichten, ihre tiefe Unsittlichkeit ungerechnet, so seltsam, daß sie weder aus Wien, noch Berlin, noch aus Braunschweig, herstammen konnte, und den alliirten Mächten erst dann in ihrer letzten Form bekannt wurde, als sie die französische Presse verlassen hatte.

VI.

Die Reisen, welche der Herzog noch als Erbprinz machte, hatten keine diplomatische Rücksicht, aber sie werden doch manche Leser interessiren, weil sie hier und da seine Charakteristik erläutern. Vieles hiervon ist aus seinen eigenen hingeworfenen Erzählungen genommen, oder von Augenzeugen gesammelt.

Es ist übrigens sehr zu bedauern, daß man hiervon nur Fragmente liefern kann, da von seinen Begleitern, die ein Reisejournal führen konnten, keiner mehr lebt, und da der Herzog selbst wegen der Schnelligkeit dieser Reise, die in Jahresfrist durch Holland, England, Frankreich, die Schweiz und Italien gemacht wurde, vieles nur im Fluge gesehen haben kann. Indeß wird doch selbst die kurze Beschreibung dessen, was sich auf diesem höchst interessanten Wege einem solchen Reisenden zeigte, dem Leser nicht unwillkommen seyn.

Am 26sten August 1765 reiste der Erbprinz von Braunschweig über Hannover, Osnabrück und Holland mit seiner Gemahlinn nach London ab, welche dort ihre ersten Wochen zu halten wünschte. Die Begleiter des Prinzen waren drey Herrn von Adel, ein Herr von Dütille, ein Graf von Werden, und ein junger geistvoller Mann, sein Oberstallmeister von Bähr.

Sein übriges Gefolge war nicht klein, und der Prinz reiste mit dem Aufwande eines regierenden Fürsten. Der damahlige Glanz des braunschweigischen Hofes, der Name, welchen sich dieser Herr bereits gemacht hatte, seine nahe Verwandschaft mit einem der größten Männer seines Jahrhunderts, bestimmten die ganze Form dieser Reise, und der Prinz empfing Huldigungen auf derselben, die dem Empfange eines Königs glichen.

Auch erinnerte sich der Prinz dieser seiner Durchflüge durch die romantischen Gegenden jener Länder stets mit dem lebhaftesten Vergnügen, und sein getreues Gedächtniß rief ihm bey jeder Gelegenheit jenes freundliche Bild eines höchst interessanten Wechsels zurück. — Um aber von dieser Reise alle diejenigen Vortheile zu ziehen, die seinen wißbegierigen Geist unterhalten und bereichern konnten, hatte er sich dazu durch die Lectüre der besten Reisebeschreibungen trefflich vorbereitet. Er war schon vorher von allen Sehenswürdigkeiten in Frankreich unterrichtet; er wußte fast jedes berühmte Gemählde, jeden Meister derselben, und den Ort ihrer Aufstellung zu nennen, und die Cicerone erstaunten oft, bey einem deutschen Prinzen eine solche Kenntniß ausländischer Seltenheiten anzutreffen, die mehrmahls ihren eigenen Gelehrten fehlte.

Nachdem seine Gemahlinn 1766 am 8ten Februar glücklich zu London niedergekommen war, trat

er von dort aus seine große Reise am 11ten April desselben Jahres an, ging schon am 12ten über den Kanal nach Calais, und den Tag darauf über Gravelingen nach Dünkirchen, um den dortigen merkwürdigen Hafen, welcher in der Geschichte der Seekriege so berühmt geworden ist, zu besehen. Sobald der Prinz den französischen Boden betreten hatte, nahm er den Titel eines Grafen von Blankenburg an, welchen er auch während seiner ganzen Reise beybehielt. Aber dieses Incognito half ihm wenig, da sein großer Ruf vor ihm herging, und man überall einen jungen Fürsten zu sehen wünschte, der auf der Schaubühne der Welt schon eine so glänzende Rolle gespielt hatte. Von Dünkirchen machte er die Reise über das romantische Montcassel, dessen Aussichten uns so wunderschön beschrieben werden, nach Lille, einer der wichtigsten europäischen Festungen. Der unsterbliche Vauban, dessen Werke der Prinz kannte, hatte sich hier durch das Meisterstück seiner Kunst, durch die Citadelle, verewigt, die von allen Kennern bewundert wird. Ein anderer großer Mann, dessen Feldzüge der Prinz gleichfalls studiert hatte, der Prinz Eugen, eroberte die Festung im Jahr 1708 nach einem höchst blutigen Kampfe. — Über den Prinzen mußte noch ein anderer denkwürdiger Auftritt interessiren, auf den er gar nicht gerechnet hatte. Es lag nehmlich grade damals zu Lille ein französisches Regiment in Garnison, welches er im

7jährigen Kriege gefangen genommen. Die Officiere dieses Regiments kannten ihn, und schätzten ihn, weil er sie damahls mit der größten Gefälligkeit, und mit der ihm ganz eigenen Art des Zuvorkommens behandelt hatte. Diese Männer wollten bey dieser Gelegenheit dem Prinzen ihre Dankbarkeit zu erkennen geben. Sie ritten ihm in einem feyerlichen Zuge entgegen, und bewillkommten ihren ehemahligen Ueberwinder mit der ausgezeichnetsten Achtung. Der Prinz war durch diese ehrenvolle Ueberraschung tief gerührt. — Sie führten ihn wie im Triumphe durch die Stadt nach dem prächtigen Gouvernementshause, wo sie ihm seine Wohnung anwiesen, ob er gleich schon vorher für sich ein anderes Logis hatte bestellen lassen. Man bewirthete ihn fürstlich, man gab ihm eine glänzende Ehrenwache, und wetteiferte, ihm jede Stunde seines Aufenthalts zu verschönern und interessant zu machen. Er verweilte 3 Tage unter diesen dankbaren Kriegern, und in diesen freundlichen Umgebungen, die ihm wahrscheinlich auch durch die dort befindlichen Schätze der Kunst manchen Genuß gewährten. Die Kirchen und Klöster in Lille enthielten damahls mehrere der vortreflichsten Gemählde der niederländischen Schule. Am 17ten April ging der Prinz nach Arras, wo der von ihm so geachtete Türenne 1654 über die Spanier einen der glänzendsten Siege erfocht; dann über Douay nach Cambray, dem ehemahligen erzbischöfflichen Sitze des großen Fenelon, dessen

Telemach den Prinzen in seiner Jugend besonders angezogen hatte. Dann endlich über Peronne, ein, nach den Geschichtsannalen Frankreichs, noch nie eroberter Platz, — nach Paris, wo er am 19ten April 1766 ankam, und dort bis zum 24sten Junius desselben Jahrs blieb.

Der Erbprinz hat sich während seiner ganzen Reise an keinem Orte so lange, als in Paris aufgehalten. Er war dort vom 7jährigen Kriege her rühmlichst bekannt; er sah sich dort in seinem glänzendsten Leben gleichsam wieder aufstehen. Man nannte ihn dort in den Journalen auf eine ausgezeichnete Art. Man sah in ihm keinen gewöhnlichen deutschen Prinzen, der nach Paris reiset, um die Bildung der großen Welt zu empfangen. Der Erbprinz kam dahin, als ob er schon jahrelang mit der französischen Lebensweise bekannt gewesen; ein schöner, galanter Mann, der allgemein gefiel, der sich mit größter Leichtigkeit in der Landessprache ausdrückte, der die vorzüglichern Schriftsteller Frankreichs gelesen hatte, und sich in der feinsten Sittenweise den französischen Großen gewiß gleichstellen konnte.

Kaum war er in der Residenz dieses großen Reichs angelanget, als ihm schon die Prinzen und Großen desselben ein Entgegenkommen zeigten, welches, nach französischer Weise, bald an Enthusiasmus grenzte. Der Einladungen und Bewillkommungen wurden ihm schon in den ersten Tagen seiner Ankunft so viele gesandt,

daß

daß man ein Journal halten mußte, um keins von den großen Häusern zu verabsäumen, die seine Bekanntschaft zu machen wünschten. Die Prinzen von Conde, Conti und Orleans wetteiferten, den jungen Heros des 7jährigen Krieges die Freuden und Seltenheiten ihrer prächtigen Landhäuser geniessen zu lassen. Ludwig XV. empfing ihn bey einer glänzenden Cour, wo er durch eine Reihe der Ersten des Staats, als eine Seltenheit deutscher Fürsten, zu dem Thronsessel des Königs geführt wurde. Man konnte es kaum begreifen, wie dieser Herr sich den hohen Grad der Bildung und feinern Lebenskunst angeeignet habe, da er nicht in Paris erzogen war. Die ersten Damen des Königreichs erblickten in ihm einen liebenswürdigen Mann, und einige Emigrantinnen schilderten ihn noch so, als man sie 30 Jahre später in Braunschweig sahe. Selbst die Gelehrten Frankreichs drängten sich zu ihm, weil er mit ihrer Literatur bekannt war, und ihren Verdiensten huldigte. — Der alte Ludwig XV. empfing ihn mit großer Auszeichnung. „Sie haben sich, mein Prinz, sagte er, durch Ihren Muth und Ihre übrigen Eigenschaften die Achtung der Welt erworben. Sie haben sich in dem Kriege, wie ich sehr wohl weiß, den größten Gefahren ausgesetzt. Sie sind mir sehr willkommen, und ich wünsche, daß es Ihnen bey uns gefallen möge.“ — Der Erbprinz erhielt die Einladung, mit dem Könige eine Jagdpartie zu machen,

und die obengenannten Prinzen des Hauses hatten die Anweisung, den liebenswürdigen Grafen von Blankenburg auf die interessanteste Art zu unterhalten. Zu Chantilly, dem damahligen höchst reizenden Lustschlosse des Prinzen von Conde, das man eine Feenwelt des geselligen französischen Geschmacks nennen konnte, genoß der Erbprinz, wie er selbst oft sagte, die schönsten Tage in Frankreich. Der Geschmack des Hofes bestand seit den ältesten Zeiten dort in Jagdpartien, wovon die Franzosen, wegen ihres lebhaften Temperaments, große Freunde sind. — Der Herzog war hiervon nie ein Freund gewesen; allein er schickte sich auch hierin, als ein Man von Lebensart, und da er ein Vergnügen in diesem ländlichen Geräusche zu finden schien, so verschönerte man, ihm zu Gefallen, diese ländlichen Feste, wovon man in Deutschland kaum einen Begriff hat. In Frankreich bestehen sie nicht, wie bey uns, bloß in den Freuden der Jägerey, sondern das schöne Geschlecht nimmt Antheil daran. Die Damen folgen dann zu Pferde und in Wagen dem fröhlichen Zuge der Männer, oder nehmen selbst Antheil an der Erlegung des Wildes. Nachher folgen freundliche Zusammenkünfte in den Jagdgezelten, in den anmuthigsten Plätzen der Wälder, wo sich ein kleiner jovialer Hofstaat bildet, welcher sich hier durch einen freiern Frohsinn gegen den Zwang der Residenz zu entschädigen sucht. — Man weiß, daß die allgewaltige Pombadour, die Maitresse Ludwigs XV.

auf Anrathung ihrer Mutter, bey einer solchen Jagdpartie den König begleitete, sich ihm mehrmals näherte, ihn bezauberte, und so die Beherrscherinn Frankreichs wurde. — Man weiß aus der Geschichte Ludwigs XIV., daß ein ähnliches Frauenzimmer bey einer solchen Jagdpartie ihren Kopfputz zufällig in den Zweigen eines Baumes hängen ließ, und dadurch — die Geliebte des Königs wurde.

Die Jagdparthien, welche man dem Erbprinzen in den großen Thiergärten von Chantilly gab, dauerten abwechselnd drey Tage lang; und ein Cirkel der schönsten Damen pflegte dahin zu folgen. Als eins der ersten dieser Feste begangen wurde, fragte man den Erbprinzeu: ob er zur Jagd hinausreiten, oder fahren wolle? Er wählte das erstere. — Aber in dem Augenblick sah er sich von einer Menge Schönen umringt, die von ihm selbst hinaus gefahren seyn wollten. Er konnte dieß nicht ablehnen, da ihn die ersten Damen des königlichen Hauses darum bathen. Er führte nun selbst den Wagen, und eröffnete den Zug. Ihm folgte die übrige glänzende Begleitung nach dem allgemeinen Rendezvous auf einem großen Zirkus im Walde, von wo aus die Jagd beginnen sollte. Eine vollstimmige Jägermusik empfing von allen Seiten die Ankommenden, und man gab dem Prinzen ein glänzendes Dejeuner. Nach Beendigung desselben, überließ man es seinem Winke, wann das Fest der Jagd beginnen sollte, —

und in dem Augenblick ertönte der Wald von den Jagdhörnern, welche den Aufbruch der Prinzen zur Verfolgung des Wildes verkündeten. Man trieb durch das weite Gehölz einen goßen Hirsch, der, von der Jägerei verfolgt, sich in ein Gewässer stürzen mußte; aber von den Hunden wiederum herausgetrieben wurde. Die Jagd begann von neuem, der Hirsch stürzte abermahls in den großen Teich, und empfing hier, da er nun ganz abgemattet war, von den Jägern, die auf einer Gondel herbeyeilten, seinen Todesstreich. Nun ging der fröhliche Zug nach dem prächtigen Chantilly zurück, und bald darauf folgte die zahlreiche Meute mit dem zerlegten Hirsch, dessen Eingeweide in schwarzen Flor gehüllt, vorangetragen wurde.

Auch der damahlige Herzog von Orleans beeiferte sich, dem Prinzen interessante Zeitvertreibe zu schenken. Man gab mehrmahls das prächtige Schauspiel: partie de chasse de Henri IV., worin die Prinzen und Prinzessinnen die Schauspieler machten. — Diese Vergnügungen ergötzten den Herzog, bey seiner Liebe für das Theater, mehr, als die geräuschvollen Jagdpartien in den Wäldern, welche letztere er aber um so weniger vermeiden konnte, da ihm der Prinz von Conde die prächtige königliche Jagduniform bis auf die Kurierstiefeln, zur Begehung jener Jagdfeste, verehrt hatte. Alle diese Vergnügungen der großen Welt hielten den Erbprinzen nicht ab, seinem Geiste die edlern Genüsse

der schönern Kunst und der Wissenschaften zu gewähren. Er sah in und um Paris alle dahin gehörige Seltenheiten, er suchte die vorzüglichern Gelehrten der Residenz auf, und genoß hier, wie Marmontel sagt, jener ausgezeichneten Achtung, welche ihm seine Verdienste und großen Eigenschaften erwarben, — eine Achtung, setzt der alte Akademist hinzu, welche schmeichelhafter, als alle jene formellen Ehrenbezeugungen ist, die nur der Gebrauch unter den Großen eingeführt hat. — Schon in den ersten Wochen seines Aufenthalts in Paris wünschte der Erbprinz, einer Privatsitzung der Akademie der Wissenschaften beywohnen zu dürfen; eine Ehre, welche bisher nur gekrönten Häuptern gestattet wurde. — D'alembert las in dieser Sizzung ein Memoire, und Marmontel einen Auszug seines Belisar vor. Einzelne Stellen dieses in seiner ganzen Form und Tendenz klassischen Werks, rührten den Prinzen so sehr, daß seine Augen in Thränen schwammen.

Der Umgang desselben mit den pariser Gelehrten war nicht bloß momentan und visitenartig, sondern er lebte mit ihnen, er besuchte ihre Tischgesellschaften, und ließ sich gern von ihnen einladen. Ein solches socratisches Mahl gab ihm einst der berühmte Helvetius. Die vorzüglichern Gelehrten waren hierzu eingeladen, und der Ton der Unterhaltung war so heiter und so geistreich, daß der Herzog mit sichtbarem Froh-

sinne gestand: „er habe noch nie ein interessanteres Mahl gehalten.“ Der stille und bescheidene Marmontel saß in einiger Entfernung von dem Prinzen, und wurde, bey der allgemeinen Munterkeit des Gesprächs, kaum bemerkt, bis er durch einen für den Prinzen sehr schmeichelhaften Gedanken die Aufmerksamkeit der ganzen Gesellschaft erregte. — Helvetius hatte sich eben geäußert: „daß er zwischen dem Erbprinzen und dem englischen Prätendenten eine große Aehnlichkeit in ihrer ganzen Form bemerke,“ worauf der Prinz erwiederte: daß ihm schon von mehrern, die den Prätendenten gekannt, die nehmliche Bemerkung gemacht worden sey. Marmontel setzte sogleich folgenden zarten Gedanken hinzu: „avec quelques traits de plus de cette ressemblance, le prince Edouard auroit été roi d'Angleterre.“ Die Feinheit dieser Wendung wurde von der ganzen Gesellschaft lebhaft gefühlt, und die Bescheidenheit röthete die Wangen des edlen Fürsten *).

Ein andermahl wurde der Verfasser des Belisar von dem Prinzen auf die gütigste und ehrenvollste Art empfangen. Die Scene war zwar nicht in Paris; aber sie verdient hier eingeschaltet zu werden. Der Erbprinz befand sich mit seiner Gemahlinn in den Bädern zu Achen. Marmontel ging eines Morgens an

*) Marmontel Memoires. Tome III,

dem großen Gasthause, wo das Ridolto gehalten wurde, vorüber, als er aus dem obern Stock seinen Namen nennen hörte. Er blickte in die Höhe, und sahe am Fenster einen Fremden, welcher mehrmahls ausrief: „Er ist es wirklich;" Der Fremde am Fenster verschwand. Marmontel hatte ihn nicht erkannt, und ging weiter; aber kurz darauf sahe er jemand aus dem Gasthause auf ihn zueilen, und ihn umarmen. „Welch ein glückliches Zusammentreffen!" sagte der Fremde mit vertraulicher Artigkeit. — Es war der Erbprinz von Braunschweig. Kommen Sie, fuhr er fort, ich muß Sie meiner Gemahlinn vorstellen. — Sie haben, sagte er zur Prinzessin, so sehr die persönliche Bekanntschaft des Verfassers des Belisar, und der contes moraux gewünscht, — hier ist er! Auch die edle brittische Fürstinn empfing den französischen Weltweisen mit der ihr eigenthümlichen ungezwungenen Seelengüte und Herzlichkeit. In dem nehmlichen Augenblick erwartete der Magistrat der Stadt das fürstliche Paar, um ihm die Quelle und die dortige Entstehung des Schwefels zu zeigen, eine Seltenheit, welche man damahls nur hohen Fremden sehen ließ. — Der Prinz bat seine Gemahlinn, ohne ihn die Quelle zu besuchen, während er in Marmontel's Gesellschaft interessantere Stunde geniessen wollte. Bey diesem vertraulichen Zweygespräch redete der Prinz noch mit Enthusiasmus von den Pariser Gelehrten, und den

geistreichen Stunden, die er in ihrem Zirkel verlebt habe. (Wie viel menschlicher und genialischer mochten auch wohl diesem feingebildeten Herrn — jene Männer erscheinen, wenn er sie mit den vielen gelehrten Pedanten verglich, die er in Deutschland kennen lernte, und über die sich so oft an der Tafel Friedrichs des Großen die scherzende Laune ergoß!) „Es sey für ihn, setzte der Prinz hinzu, ein unangenehmer Gedanke, daß man jene vorzüglichen Köpfe nicht aus Frankreich nach Deutschland verpflanzen könne, da kein deutscher Prinz reich genug sey, sie für die dortigen Verluste ehrenvoll zu entschädigen.“ Diese Ausdrücke waren vielleicht nur ein feines Compliment; aber sie waren ganz im Geschmacke der Nation, unter welcher sich damahls der Erbprinz aufhielt.

Marmontel sprach stets mit den deutschen Reisenden, die nach Paris kamen, mit größter Achtung von dem Herzoge von Braunschweig. — Beyde Männer hatten sich nie aus dem Gesichte verlohren. Marmontel interessirte sich für alles, was das Haus Braunschweig betraf. Die heldenmüthige Aufopferung des Prinzen Leopold von Braunschweig, erregte von neuem Marmontels Enthusiasmus. Er besang den ehrenvollen Tod des letztgenannten Prinzen. Der Graf von Artois hatte einen Preis von 1000 Rthl. für das beste Gedicht auf die große Handlung des liebenswürdigen Prinzen ausgesetzt. — Marmontel erhielt den

Preiß. Dieß war seine schönste Belohnung; aber das Geld wollte er nicht. Der Herzog empfing Marmontels Todtenopfer mit tiefer Rührung und Dankbarkeit. Er antwortete dem Verfasser des Belisar in einem eigenhändigen Briefe voll Güte und Artigkeit, und sandte ihm zwey goldene Medaillen, die zum Andenken des edlen, in der Oder ertrunkenen Bruders, geprägt waren.

Wie sehr der Erbprinz in Paris gefiel, drückt d'Alembert in einem Briefe vom 26sten Mai 1766 an Friedrich den Großen aus, der wahrscheinlich den braunschweigischen Fürsten dort beobachten ließ. Hier sind d'Alemberts eigene Worte:

„Msgr. le Prince de Bronswic est ici, estimé, aimé et recherché de tout le monde. Il a été aux académies; j'ai eu l'honneur de lire un memoire en sa présence à l'académie des sciences; il fut hier à l'académie françoise, et je crois qu'il n'a pas été mécontent de la manière dont il y a été reçu. Tout le monde s'empresse tant à l'avoir que je n'ai pu jouir que quelques moments de l'honneur de l'entrétenir, et de l'assurer de mon respectueux attachement pour son auguste maison, et pour un oncle plus auguste encore qu'il a le bonheur d'avoir." — Die Huldigungen, welche der Erbprinz in Frankreich von allen Seiten empfing, blieben ihm stets so gegenwärtig, daß er der französischen Nation lebenslang eine besondere Dankbarkeit

schuldig zu seyn glaubte. Alle die, welche sich aus Frankreich an ihn wandten, waren ihm schon gleichsam dadurch empfohlen, und genossen Vorzüge, die sie bisweilen nicht verdienten. Die Emigrirten umgaben ihn in den Assembleen durch ihre Zudringlichkeit so sehr, daß oft der Adel des Landes in den Hintergrund geschoben wurde. Man gab den Emigrirten Privilegien, welche den ältern Rechten der Bürger entgegen zu stehen schienen. Man muß aber auch diese Leute in der Nähe des Herzogs gesehen haben, um zu begreifen, wie sie ihn durch die Wendungen der feinsten Schmeicheley, und durch jede Kunst der Artigkeit zu gewinnen suchten.

Nach einem Aufenthalte in Paris von mehrern Wochen, wo einer seiner Begleiter, der Graf Werner, zurück blieb, trat der Erbprinz seine noch interessantere Reise nach Italien an. Um den Weg dahin mit desto mehr Leichtigkeit und Behendigkeit zu machen, wurde ein Theil seines Gefolges auf der kürzesten Straße nach Geneve vorausgesandt, worunter sich auch seine Pagen und Musiker befanden. — Von Paris reiste er zunächst durch jene Gegenden, welche in der Folge einen so traurigen Abschnitt in der Geschichte dieses großen Mannes veranlaßten, und in ihm seit der Zeit so bittere Erinnerungen weckten, — nehmlich über Chalon, Verdun, Metz, Nanci, Luneville u. s. w. In Metz fand er den Marschall d'Armantiere, und in

Straßburg den Marschall Contades, Männer, welche die Bravour des Prinzen im 7jährigen Kriege kennen lernten, und seinen Nahmen stets mit größter Achtung genannt haben. — In Straßburg verweilte er nur ein paar Tage, da er schon in frühern Jahren die Seltenheiten dieses Orts gesehen hatte, und ihn dießmahl nur die Gegenwart des genannten französischen Feldherrn, gegen den er vormahls selbst kommandirt hatte, anzuziehen schien. Die Gegenden von Offenburg hielten ihn einige Stunden fest. — Er sah hier das merkwürdige Schlachtfeld, wo einer der größten Heroen seines Jahrhunderts, — Türenne, seinen Heldentod fand. Von da eilte er nach der Schweiz hinunter, sah die Festungen Breisach, Hüningen, Befort, Besancon, und die romantischen Gegenden des Jura. Dann ging er am See von Neuchatel nach Aarberg über das Schlachtfeld, wo die tapfern Schweizer 1476 den glänzenden Sieg über den Herzog Carl von Burgund erfochten, und die Gebeine ihrer Braven in dem bekannten Knochenhause, zum Andenken dieses glänzenden Tages, sammeln ließen. — Ferner über Bern, Lausanne nach Geneve. Kaum war der Prinz hier angelangt, als er nach dem bekannten Ferney eilte, und dem alten Voltaire seinen Besuch machte. Voltaire empfieng den Prinzen mit der heitersten Laune. Die Rede kam bald auf Friedrich den Großen, dessen mancherley Verhältnisse mit dem fran-

zösischen Dichter hier keine Wiederholung gestatten. Voltaire erwiederte den Tag darauf seinen Besuch bey dem Prinzen.

Nun gieng die Reise über Chamberi, St. Michel und Lanneburg, wo man den Reisewagen aus einander nahm, und die einzelnen Theile desselben durch Maulesel über den Mont-Cenis tragen ließ. Die Benedictiner auf dem Gipfel des Berges empfingen den hohen Reisenden mit großer Veneration. Man hatte auch auf den hohen Alpen seinen Ruhm verkündet. Die Reise nach diesem Berge hinauf, über den jetzt eine der prächtigsten und bequemsten Straßen führt, war damahls sehr mühsam. Die Reisenden waren sehr angegriffen, aber die geistlichen Brüder stärkten sie durch ein köstliches Mahl. Der Herzog erinnerte sich immer noch mit Vergnügen des großen krystallhellen Teichs auf dem Gipfel dieses Berges, und der wohlschmeckenden Forellen, die man ihm, in rothen Wein gekocht, vorsetzte. Man weiß, daß in diesem kleinen Bergsee Forellen 16 Pfund schwer gefangen werden. — Von da ging der Prinz über Novalese und die merkwürdige Festung Susa, nach dem prächtigen Turin, wo er am 22sten Julius 1766 ankam. Der König von Sardinien empfing den Prinzen, wie man einen Feldherrn empfangen muß, der sich schon früh so rühmlich ausgezeichnet hatte. Man gab ihm keine glänzende Hoffeste, wie in Paris, aber einer der Er-

sten des Hofes hatte Befehl, dem Prinzen die große Reihe der merkwürdigen Piemontesischen Festungen zu zeigen, welche in den italiänisch-französischen Kriegen vormahls so berühmt wurden. Der Prinz durchreisete hier einen höchst merkwürdigen Schauplatz vergangener Zeiten und Kriege, welche im Anfange des vorigen Jahrhunderts die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf sich zogen. Da er die Geschichte dieser Kriege studirt hatte, und sie ihm durch die Lectüre der Feldzüge des unsterblichen Eugen stets gegenwärtig waren; so mußten ihn diese Gegenden ganz besonders anziehen.

Nach einem Aufenthalte von 10 Tagen in Turin ging er über Pignerol, Fenestrelles und Saluzzo nach Chateau-Dauphin, und von da, durch die mühsamen und gefährlichen Felsenwege über die Alpen, in einer Höhe, wo die Reisenden — Gemsen und Steinböcke erblickten. Dann weiter über Coni und andere Berggegenden nach einem der schönsten und freundlichsten Theile Piomonts, nach Nizza, dessen wünderherrliche Umgebungen den Prinzen, so wie jeden gefühlvollen Reisenden, bezauberten. Hier sah er zum erstenmal in das mittelländische Meer hinaus, dessen Anblick ihn nachher von mehrern Gestaden Italiens so sehr zu ergötzen pflegte. — Nun ging der Weg über Tenda und Coni nach Turin zurück, wo sich der Prinz nochmals 8 Tage

aufhielt, und dann über Tortona und Pavia nach Mailand eilte. — Letzterer Ort besaß damahls eins der vorzüglichsten Theater Italiens, und Tänzerinnen von großer Schönheit, welche durch den Zauber ihrer Kunst alle Fremden hinrissen. Nach einem achttägigen Aufenthalte in Mailand ging er über das nachher so denkwürdige Lodi nach Cremona, von da über den Po nach Piacenza, Parma, Regio, Modena, wo ihn der dortige Erbprinz auf sein romantisches Lustschloß einlud; ferner über Ferrara und Padua nach Venedig. — Obgleich der Prinz den schönen Weg von Mailand bis hieher gleichsam nur im Fluge, in 16 Tagen, machte; so ist es doch höchlich zu bedauern, daß wir selbst von diesem Fluge nichts mehr wissen, da jede Stunde dieses Weges den Reisenden — Schönheiten der Natur und der Kunst in Menge aufstellen mußte. Selbst in Venedig, wo mehrere seiner großen Vorfahren sich Monathelang aufhielten, verweilte er nur acht Tage, so sehr auch der dortige hohe Adel wetteiferte, ihm seine Stunden zu Minuten zu machen. Die dabey herrschende Pracht war außerordentlich. Der Prinz ließ selbst seine Gondelfahrer in Atlas kleiden, und schenkte ihnen bey der Abreise diesen Anzug. Von da ging er über Trevigio, Montebello nach dem, wegen seiner Alterthümer so hoch berühmten, Verona, dessen altes prachtvolles römisches Amphitheater, welches noch jetzt zum Theil in seiner ursprünglichen Glorie da steht, den Prinzen, so wie alle

Reisende, in ein langes Erstaunen setzte, — wie sich dieß von einem so ausserordentlichen Prachtwerke der Architectur erwarten läßt, dessen innerer Raum einige zwanzigtausend Zuschauer fassen konnte. — Der merkwürdigen Festung Mantua schenkte der Prinz nur einen Tag, weil er sehr nach Florenz, Italiens zweitem Rom, eilte, wo er am 5ten Oktober anlangte. Der damalige Großherzog hatte dem Prinzen bereits nach der Landesgrenze einen seiner ersten Postmeister mit dem Befehle entgegengeschickt, dem hohen Reisenden alles Sehenswerthe dieses blühenden Staats zu zeigen. Der Prinz brachte das kostbare Werk: „Museum Florentinum," welches die schönsten Abbildungen dortiger Kunstschätze enthält, als ein Geschenk des Großherzogs, mit nach Braunschweig zurück, wo er es in dem Kabinet aufstellen ließ. Von Florenz ging die Reise über Lukka, Pisa, Livorno, Siena u. s. w. nach Rom, wo der Prinz am 18ten Oktober eintraf. Von diesem Augenblick an war der berühmte Winkelmann sein täglicher Gesellschafter und Begleiter. Er hat unter der Anführung dieses genialischen Kunstkenners, der sich schon damahls durch seine literarischen Werke unsterblich gemacht hatte *), alle Merkwürdigkeiten des alten und neuen Roms gesehen, und es läßt sich leicht

*) Sein Werk: Geschichte der Kunst des Alterthums — erschien schon 1764.

denken, wie unterrichtend für ihn der Umgang mit diesem seltenen Manne seyn mußte. So lange der Prinz sich in Rom aufhielt, kam Winkelmann regelmäßig alle Morgen zu ihm, um mit demselben seine antiquarischen Wanderungen durch den merkwürdigsten Ort der Welt zu machen. Diese Spaziergänge dauerten jedesmahl bis zum Nachmittage, und auch dann noch blieb Winkelmann bey dem Prinzen, speiste täglich mit ihm, und das Gespräch betraf fast immer die schöne Kunst, in deren Beschreibungen Winkelmann eine große Ausführlichkeit besaß. — Der Prinz hat lebenslang das Andenken dieses vortrefflichen Mannes, der die Kunstkenntniß in Deutschland gleichsam ihr erstes Leben verdankt, hoch geehrt. Sein Portrait ward in der Gallerie in Salzdahlen aufgestellt, und seine schreckliche Ermordung 1768 versetzte den Prinzen in die tiefste Trauer.

Während seines vierzehntägigen Aufenthalts in Rom hatte der Prinz Gelegenheit, die Feyerlichkeiten einer Kardinalswahl mit anzusehen. Der heilige Vater ließ ihn dazu einladen, und gab ihm, nach deren Beendigung, eine Privataudienz in der Kapelle. Es ist begreiflich, daß hierbey von dem Ceremoniell des hergebrachten Fußküssens gar nicht die Rede seyn konnte. Seine Heiligkeit machten dem Prinzen mehrere Geschenke; nehmlich das sogenannte Regale, welches in einer Portion sehr köstlichen Weins, und in einer

sehr künstlich geformten antiquen Statüe bestand, die aus schneeweisser Butter verfertigt war, und einem Marmorbilde vollkommen ähnlich sah. — Er erhielt ferner ein schönes Stück Mosaik als Geschenk des Pabstes *). Von Rom reiste der Prinz am 1ten November über Terracina, Fundi, Mola und Capua, jenen ewig denkwürdigen Ort, wo Hannibals Heere einschliefen, — nach Neapel, wo sich der Prinz, um die dortigen erstaunlichen Merkwürdigkeiten der Kunst und Natur zu beschauen, fast drei Wochen, also länger als in Rom, aufhielt. Alle Reisende, welche nicht bloß die Kunst studieren, sondern die Natur in ihren schönsten Formen und Reizen in Italien sahen, stimmen darin überein, daß Neapel und seine Umgebungen das Schönste sind, was das menschliche Auge sehen kann.

*) Das Brustbild einer weiblichen Figur, vielleicht nach Raphaels Galathea. Ferner erhielt er von Clemens XIII. das Prachtwerk des Piranesi in 10 großen Foliobänden über die Alterthümer Roms, — und eine damals gefundene vortreffliche Marmor-Büste des Scipio Africanus, welche sich jetzt in Paris befindet. Vom Ritter Hamilton erhielt er den Abschied eines römischen Soldaten auf einer Kupferplatte, und der König von Neapel schenkte ihm die kostbare Beschreibung der Herkulanischen Alterthümer.

Die tausendfachen romantischen Aussichten von da nach dem Meere und den nahe liegenden Inseln, welche als ehemahlige Lustörter der römischen Kaiser durch die Geschichte bekannt genug sind; das vielleicht in seiner Art einzige Caserta unter dem lachenden neapolitanischen Himmel; das verschüttete Herkulanum, ein grosses Panorama der Kunst unter der Erde; der fast nie ruhende Vesuv, an dessen Fuße die lachendsten Gefilde liegen, die selbst unter seinen ewigen Drohungen grünen, — dieß alles sind Gegenstände, welche ein allgemeines Interesse für das Erhabene erregen, und alle Reisenden bezauberten. Denn eine Art von prächtiger Feenwelt ist dieses Neapel in seiner schönen Wirklichkeit, wogegen die Umgebungen Roms fast verschwinden. Der berühmte Ritter Hamilton war von diesen Gegenden so bezaubert, daß er, nach seinem Ausdrucke, hier ewig zu wohnen wünschte. Die ehemahlige verwitwete Churfürstin von Sachsen, die Mutter des jetzt regierenden Königs, die Herzogin von Weimar, die geistreiche Schwester des letztverstorbenen Herzogs von Braunschweig, zählten Neapel zu den schönsten Reminiscenzen ihres Lebens, und beweisen durch ihren feinen Geschmack, daß die edeln Römer und Römerinnen der Vorzeit mit ihnen sympatisirten.

Der Prinz war in Neapel, als der Vesuv seinen schönen Tag hatte, — indem er eine Menge Dampf und glühende Lava auswarf, ohne die fruchtbaren Gegenden an seinem Fuße zu zerstöhren. Hamilton be-

gleitete den Prinzen nach den Krater des Feuerberges, der wie gewöhnlich so mit Asche bedeckt war, daß sich die Reisenden genöthigt sahen, sich durch Wegweiser hinaufziehen zu lassen, indem jene sich an die Gurte der letztern festhalten mußten. Der innere Donner des Vesuvs war so merklich, daß man einen neuen Ausbruch befürchtete. Wie weit sich der Prinz an den Schlund näherte, ist oben erwähnt worden. — Nach dieser mühsamen Bergreise von mehrern Stunden empfing Hamilton den Prinzen, den Schwager seines Königs, auf einer romantischen Ebene des Vesuvs zu einem glänzenden Frühstück im englischen Geschmacke. — Damit hier alles ein romantisches Ansehen haben sollte, überreichte ein Eremit, ein Mann von Bildung aus dem benachbarten Kloster, dem Prinzen ein Geschenk von dem trefflichsten weissen und rothen Lacrymas-Christi, welcher in diesem schönen Raume der Natur gebauet und gekeltert wird. — Neapel war der Punkt, von dem der Prinz seine Reise zurück lenkte. Warum er nicht nach dem freundlichen Sicilien ging, um den noch erhabnern Aetna zu sehen, da hierzu überall englische Schiffe für ihn bereit lagen, weiß ich nicht. Wahrscheinlich war schon der größte Theil zu der bestimmten Reise verflossen. — Nach zwey Tagen war er schon wieder in Rom, wo er sich diesmal nur noch acht Tage aufhielt. Daß er von da zur Rückreise den Umweg über Loretto nahm, ist eben so auffallend, vielleicht bloß

darum, weil der dortige päbstliche Vice-Legat von Rom aus den Befehl erhalten hatte, den Prinzen von Braunschweig auf das ehrenvollste zu empfangen. Auf der Reise durch den Kirchenstaat fiel es dem Prinzen sehr auf, daß sich mehrmals Bettelmönche seinem Wagen näherten, um ihm als einen so berühmten Feldherrn die Messe zu lesen. Er lächelte, ließ ein paar Zechinen zahlen, und sagte scherzend: hier ist alles für Geld zu haben!

Der Prinz war schon auf der Anhöhe der prächtigen Lorettokirche angelangt, als ihn der Legat mit seinem Gefolge zu Pferde noch in der untern Gegend aufsuchten, weil er sie selbst dahinunter gewiesen hatte. Sie stießen auf sein Gefolge, und erfuhren dann erst, daß der Fürst schon längst oben sey. Er blieb nur einen Tag an diesem heiligen Orte, — und machte bey dem Anblicke der hier befindlichen unermeßlichen Reichthümer und Kleinnodien, die sehr richtige Bemerkung: „sollte Italien einst von einem schweren Kriege belästigt werden, so gebrauche man diesen Schatz, um die armen Unterthanen gegen die Contributionen zu schützen!" — Von der Rückreise des Prinzen im Winter nach dem südlichen Frankreich über Rimini, Bologna, Ferrara, (von wo aus er die romantische Wasserfahrt auf dem Po hinunter nach Venedig machte, und wo er noch einmal mehrere Tage verweilte) Vicenza, Verona und Bergamo, wo er am Neujahrstage 1767

ankam, dann über Mailand, Vercelli und Alessandria nach Genua, sind keine besondern Nachrichten vorhanden. In Genua wurde er von den ersten der Republik mit großen Auszeichnungen empfangen, und genoß der Herrlichkeiten dieser Stadt zwölf Tage lang. Hier lag auch schon die englische Fregatte bereit, welche ihn nach Toulon hinüberführen sollte. Er reiste von hier am 3ten März ab, bekam aber schon bey der kleinen Ueberfahrt nach der Fregatte, wohin ihm mehrere vornehme Genueser ein glänzendes Geleit gaben, die Seekrankheit in einem so hohen Grade, daß er sich eiligst von diesen Herren trennen, und zu Bett legen mußte. Dieses höchste Uebelbefinden dauerte auf der ganzen Reise, bis es endlich der Prinz nicht länger aushalten konnte, und den Schiffshauptmann dringend bat, nach dem ersten besten Landorte hinüber zu steuern. Man befand sich in der Gegend von Frejus, man versuchte es nur mit Mühe, den Prinzen ans Land zu bringen, welches endlich auf einem kleinen Schiffe geschah. — Von da reiste er nach Toulon zu Lande über Marseille, Aix, Nimes, Avignon, und sah in dessen Nähe das romantische Vauclüse, den ehemahligen Lieblingsort des unsterblichen Petrarka. — Dann über Orange, Lion auf der gewöhnlichen Straße nach Paris, wo er sich nochmahls drei Wochen aufhielt *)

*) Damahls schrieb d'Alembert wiederum an Friedrich den Großen, vom 10ten April 1767. „Monseigneur le Prince

und kam dort schon am 13ten desselben Monaths an, um seine Gemahlinn mit dem neugebornen Erbprinzen nach Braunschweig zurückzuführen. Erst am 3ten Julius 1767 wurde diese Rückreise angetreten. Man nahm dießmahl den Weg über Brüssel, Lüttich, Achen, Wesel, durch Westphalen nach Braunschweig, wo die Reisenden am 24sten Julius eintrafen.

Daß diese Reisen für den Prinzen und sein ganzes Gefolge höchst angenehm und interessant seyn mußten, ist sehr begreiflich. Er machte sie ohnehin nicht, wie so viele junge Fürsten, in jenen frühen Jahren, wo sie bey dem Mangel der Ausbildung, selten großen Nuzzen schaffen, sondern in einem Alter, wo sein Geist und seine Beobachtungsgabe gereift und ausgebildet war, — in einem Alter, wo er die Bekanntschaft mit interessanten Männern so ganz benutzen, und die gesammelten Kenntnisse in seinen Geist niederlegen konnte. Eben darum hatte er auch vieles wirklich gründlich gesehen, und erinnerte sich noch im höchsten Alter der größten Kleinigkeiten, die ihm unterwegs aufgestoßen

---

héréditaire de Bronsvic qui est ici pour quelques jours, y reçoit le même accueil qu'à son premier voyage, et je me flatte que s'il ne nous a pas trouvés fort raisonnables, il nous trouvera du moins fort honnêtes, ou plutôt fort justes à son égard."

waren. In einsamen Stunden unterhielt er sich gern mit einem seiner ältesten Leute über die schönen Tage, die er besonders in Italien verlebt hatte. Die Musik und die Opern hatten ihn dort vornehmlich so sehr angezogen, daß er mehrmahls dahin zurückzukehren wünschte. Wer ihm etwas Neues aus Italien zu erzählen hatte, war ihm sehr willkommen, und mehrern Dahinreisenden gab er Anweisungen, was sie in Italien, und wie sie es zu sehen hätten. Er hielt die Reisen dorthin für so instructiv, daß er sie auch seinen Erbprinzen, unter Begleitung des berühmten Kunstkenners von Erdmansdorf *), machen ließ.

Auch hatte sich der Herzog eine so allgemeine Liebe in Italien erworben, daß man noch viele Jahre nachher dort mit Wärme von ihm sprach. — Durch ganz Italien begleitete ihn die heiterste Laune, und nur auf der englischen Fregatte wurde er während seiner Seekrankheir ein paarmahl unwillig, wenn seine Leute, die nur durch eine bretterne Wand von ihm geschieden waren, sich bey einer guten Mahlzeit einem zu lauten Frohsinne überließen. Die große Liberalität dieses Herrn auf der ganzen Reise gab ihr neue Reize und Vergnügungen. Die ängstliche Oekonomie, welche er

*) Siehe dessen Leben. Von A. Rode. 1801.

bisweilen nachher auf seinen Reisen beobachtet haben soll, war hierbey verbannt. Ueberall wurden sehr reichliche Douceurs gegeben, und in Italien das meiste in Zechinen bezahlt. Ueberall standen ihm Geldwechsel zu Gebote, und es fehlte niemahls an jenen goldenen Hülfsmitteln, wodurch man allein mit Bequemlichkeit durch die Welt reisen kann. Der glänzende Aufenthalt dieses Herrn in Italien kontrastirte mit der zu ökonomisch eingerichteten Reise des nachherigen Kaisers Joseph so sehr, daß es allgemein auffiel. In allen großen Städten wurden Lohnlaquaien in Menge gemiethet, und mit der braunschweigischen Livrey bekleidet, denen bisweilen der ganze Anzug geschenkt wurde. — Genug, diese Reise muß erstaunliche Summen gekostet haben. Der Wiener Gesandte von Khevenhiller am Turiner Hofe, that an den Prinzen einst die etwas indiskrete Frage: „wie viel ihm wohl diese Reise koste?" Der Prinz ging mit einem Scherz über die Antwort hinweg, da der Minister kein Recht haben konnte, hierbey seine Neugierde zu befriedigen.

Vielleicht kann man dem Publikum in der Folge eine umständlichere Erzählung der merkwürdigen Reisen dieses Herrn mittheilen. Seine Militairreisen nach Schlesien, Westphalen u. s. w., seine Reise mit Friedrich dem Großen zu dem glänzenden östreichischen Lager

bey Neustadt in Mähren, im Jahr 1770; seine Reise nach Pohlen im Jahr 1804 zur Anlage einer großen Festungslinie, — so wie seine merkwürdige Reise nach Petersburg, enthalten gewiß sehr viel Interessantes, welches zusammengestellt zu werden verdient, wenn es gehörig gesammelt und gesichtet seyn wird.

VII.

Die letzten Jahre dieses achtbaren Fürsten waren nicht seine günstigsten, — und der Abend seines Lebens war minder lichtvoll, als es seine großen Verdienste erwarten konnten. Sein Alter fiel in die gewaltige Crise der neuern Politik, in die bekannte stürmische Zeitperiode, wo alle Thronen zu wanken anfingen, und die regierenden Fürsten fast nur eine momentane Existenz behielten. — Noch eine Menge anderer Umstände verdunkelten seine letzten Lebensjahre. Seine geliebte Mutter, die immer sehr auf ihn gewirkt hatte, war 1801 gestorben. — Von dieser Zeit an änderte sich sehr vieles in der Denkweise des Herzogs. — Die Schwächen des Alters wurden auch merkbarer, ob er gleich immer noch mit einer seltenen Kraft gegen das Alter anzukämpfen suchte. Diese Spuren von Selbstständigkeit bewiesen es indeß noch jetzt, welche Willenskraft ihm in der Jugend beywohnen mußte, und wie sehr sein Geist jeder Lähmung entgegen war. Diese Lähmung im Alter war für ihn stets ein quälender Gedanke gewesen, und ein abgelebter alter Mann, den sein Geist und seine Kraft verlassen hatten, war in seinen Augen ein sehr trauriger Gegen-

stand. Er nannte oft den Tod eine Wohlthat der Natur, wenn dergleichen geistlose Alte aus der Welt gingen, noch ehe sie in die Jahre der Kindheit zurück sanken. — Die Stelle einer, ich weiß nicht welcher, historischen Schrift, hatte auf ihn einstmahls einen tiefen Eindruck gemacht. Er hatte nehmlich in diesem Buche gelesen, daß (wahrscheinlich) ein orientalischer Regent mit einem seiner vertrautesten Sclaven den festen Vertrag gemacht hatte, ihn (den Monarchen) in aller Stille aus der Welt zu schaffen, wenn er bemerke, daß das Alter und dessen Schwächen die bisherige Achtung seines Herrn zu vernichten anfingen. „Sollte man nicht wünschen, sagte der Herzog, daß manchem Andern, wenn dergleichen Lähmungen des Geistes eintreten, und der Mensch nur noch wie eine Pflanze fortlebt, oder gar kindisch wird, ein ähnlicher Liebesdienst erwiesen werde.“ —

Eben so fürchtete er sich vor mancherley Forterbungen von Familieneigenheiten, und sprach über diese Erscheinungen mehrmahls mit denen, von welchen er glaubte, daß sie sich mit dergleichen Untersuchungen beschäftigt hätten. Er glaubte an solche Forterbungen, die sich erweisen lassen, — er glaubte auch an andere Dinge, die sich nicht erweisen ließen. In Absicht der erstern deducirte er einst von einem Jahrhundert her die Sonderbarkeiten in den Charakteren seines eigenen Hauses, und zwar mit einer detaillirten Reihe von

Anekdoten, in welcher selbst Friedrich der Große, noch weniger dessen Vater und Großvater ausgelassen war. Die Sonderbarkeiten Friedrich Wilhelms I. waren um so viel deutlicher in seinem Gedächtnisse geblieben, weil sie ihn in seiner Jugend so nahe berührten. — Von Friedrich dem Großen wußte wirklich ein anderer sachkundiger Mann, den ich hier nicht nennen will, einzelne Phänomene, welche wenigstens gewisse momentane Geistesabwesenheiten des großen Königs außer Zweifel setzen.

Mit wehmüthigem Herzen wende ich mich zu der letzten höchsttraurigen Lebensperiode des verstorbenen Herzogs. Die Nachricht von seiner unglücklichen Verwundung, und dem dadurch verursachten Tode, hatte alle edle Gemüther tief erschüttert, und selbst seine Gegner haben sich sogar in öffentlichen Blättern mit Wehmuth über die letzten Schicksale dieses verdienstvollen Fürsten ausgedrückt. — So schmerzlich auch dem Erzähler die Zurückerinnerung an jene schreckliche Tage des würdigen Greises seyn müssen; so fordert ihn doch die Geschichte auf, dieselben nicht zu übergehen, sondern es treulich aufzuzeichnen, mit welcher Gemüthsfassung ein ehemahls so berühmter Mann aus der Welt ging. Wenn ein Unglücklicher, wenn ein unschuldig Leidender fest und muthvoll endet, so legt

er jedesmahl der Welt die letzte Rechnung seiner eigenen Kraft und Menschenwürde ab. Wenn die Nachwelt diese Rechnung des hohen Verstorbenen als gültig anerkennen muß, wenn der heroische Geist eines Fürsten nicht nur bey den schmerzlichsten Körperleiden, sondern auch bey einem nie erwarteten Gemüthskummer, und bey dem Verluste fast aller Hoffnungen, dennoch fest und standhaft bleibt; so wird es die Nachwelt vergessen, daß sich der tapfere Mann in Gefahren stürzte, die bey einem so hohen Alter vermieden werden konnten. — Doch der Beruf der Ehre ist bey lebendigen Geistern mächtiger, als der Genuß jedes stillen Glücks, und ein Leben ohne Ruhm ist für den wahren Krieger bitterer, als der Tod selbst.

Nachfolgende Notizen sind aus den Berichten von Augenzeugen und der wahrheitliebenden Männern gesammelt, welche den Herzog in den letzten Wochen und Tagen seines Lebens umgaben, und keine Gründe haben konnten, die Geschichte dieser Tage durch erdichtete Züge zu verunstalten. Der Herausgeber hat sich bemüht, alle hierhergehörige Umstände, und selbst die kleinsten und unbedeutendsten aufzufinden, um hierüber etwas der Nachwelt aufzubewahren, was in historischer Rücksicht vielleicht nicht gewissenhafter aufgestellt werden konnte.

In Sachsen sehen wir ihn zum letztenmale in seiner unermüdlichen Thätigkeit. — Alle die, welche

ihn näher umgaben, werden es laut bezeugen, daß er die ihm aufgetragenen großen, dießmahl nur zu grossen, Geschäfte, ungeachtet seines Greisesalters, mit rastloser Mühe und Anstrengung, bis ihn die feindliche Kugel traf, verrichtete. — Wir wollen ihn successive auf dem unglücklichen Wege dahin begleiten. — Es war am 10ten Oktober 1806, als das Hauptquartier zu Erfurt ankam. Der Herzog nahm seine Wohnung in dem Posthause. Nicht lange darauf erschien auch hier der französische Gesandte Laforest, welcher von Berlin aus seine Rückreise durch die preußische Armee nehmen wollte, und mit seiner Familie nach Paris eilte. — Diese Ankunft mußte Bedenklichkeiten erregen. Der Herzog begab sich selbst eiligst, ohne einmahl sein Greiseshaupt zu bedecken, an den Wagen des Reisenden, und stellte ihm vor: daß er zu seiner Sicherheit, wegen der augenblicklichen Lage der Dinge, hier bis auf weitere Bestimmung verweilen und anhalten möge. Diese Vorstellung geschah auf eine so gütige und gefällige Art, daß der Herzog seine eigene Wohnung, Tafel und Bedienung dem Gesandten anboth, bis er durch eine Eskorte, um ungehindert fortzureisen, durch die preußische Armee begleitet werden könnte.

Die schnellen Bewegungen und Fortschritte der französischen Armee, machten nun auch das Vordringen der preußischen höchst nothwendig. Der Prinz

Louis Ferdinand war schon bey Salfeld gefallen; und die Franzosen begannen die preußische Armee zu umgehen, — daher die Critiker zu sagen pflegten, daß die Schlacht schon vor der Schlacht verloren gewesen. Man eilte daher von Erfurt nach Blankenhain, von da am 12ten Oktober nach Weimar, und dann am 13ten nach dem unglücklichen Auerstädt, — wo man den letzten Rest der alten mächtigen Germania, nach zweytausendjähriger Kraft und Ehre, zu Grabe tragen ließ. Die Sieger nannten es nur, im Triumphe ihres Glücks, die Satisfaction für Rosbach. Viele Franzosen glaubten wirklich auf dem Felde gestritten zu haben, wo Friedrich der Große einst ihre Armeen schlug. — In Auerstädt nahm der Herzog sein Quartier auf dem dortigen adelichen Hofe, der König das seine in der Nähe in einem andern Hause, — und hier erwartete man nun auf den morgenden Tag die Entscheidung einer Begebenheit, deren Folgen in jeder Rücksicht unübersehbar waren *).

Der Herzog verließ bis in die Nacht hinein fast nie den Kreis der ihn umgebenden Officiere. Der Feldmarschall von Möllendorf, die Obersten von Kleist und von Scharnhorst, nebst mehrern Prinzen und Herrn

*) S. eine umständliche sehr interessante Schilderung dieser Dinge in des Obersten von Massenbach merkwürdigen historischen Denkwürdigkeiten.

von der Suite des Königs waren bey ihm. Die Abendtafel dauerte nicht lange. Der Herzog genoß, nach seiner Gewohnheit, welche ihm die Frugalität zur andern Natur gemacht hatte, wenig, eigentlich nur zwey Tassen Thee mit Butterbrod. Er war ernst, nachdenkend, in sich selbst beschäftiget, aber doch gesprächig. Ernst und sinnig war der gesellige Kreis um ihn her. Es war ein großer feierlicher Vorabend eines höchst merkwürdigen Tages. Das Kommende, das Mögliche und leider! das Besorgliche spannte die Gemüther zwischen Furcht und Hoffnung. Gegenüber stand ein mächtiger Sieger, der noch keine Schlacht verlohr, dessen heroisches Genie und Thatkraft ganz Europa anerkannte, und den man von neuem so laut gereizt hatte. — „Der 14te Oktober, sagte der Herzog am Abend vor der Schlacht in einem vertraulichen Augenblicke, ist mehrmahls für mich und meine Familie ein ungünstiger Tag gewesen!" und nannte hierbey die historischen Gründe seiner Aeußerung *). Ich habe diese Anecdote aus dem Munde eines vornehmen Officiers, der bey der Tafel gegenwärtig war.

Die Geschichte erzählt uns mehrere Beyspiele, daß bisweilen die größten und muthigsten Feldherrn kurz

vor

*) In einem Briefe des Herzogs, acht Tage vor der Schlacht, las man die Worte: — „O! wer weiß, was wir nach acht Tagen sind!"

vor ihren Schlachten eine gewisse Verstimmung und Besorglichkeit des Gemüths zeigten, die man keineswe- ges der Furcht, sondern einem sehr gerechten und sehr natürlichen Mißtrauen gegen das schwankende Kriegs- glück zuschreiben muß. Denn wie viel Schlachten sind verloren gegangen, die schon halb gewonnen waren! — Jener Gemüthszustand kann bey der Ungewißheit eines nicht zu berechnenden Geschicks, die festesten Charaktere überraschen, weil der menschliche Geist (besonders wenn die Ehre mit in Rechnung kömmt) sich da ungern mit zweydeutigen Wahrscheinlichkeiten begnügt, wo für ihn die Gewißheit einen so unendlichen Werth hat. — Muth- losigkeit läßt sich nicht wohl in einem tapfern Manne denken, so lange er seine Selbstkraft fühlt, — und von der Ehre so lebendig, wie der Herzog, beherrscht wird. Bisweilen konnten selbst einem Friedrich dem Großen im 7jährigen Kriege bittere Klagen über das Schicksal entwischen, aber muthlos war er deswegen nie, wenn die große Stunde des Handelns schlug. Wie oft schrieb er: „eher will ich mich unter den Ruinen meines Va- terlandes begraben lassen, als besiegt vor den Augen der Welt da stehen!" So hätte sich der Herzog gewiß in ähnlichen Lagen auch ausgedrückt.

Indeß weiß man, daß sein Gemüth schon mehrere Tage vor der Schlacht verstimmt, unruhig, unentschlos- sen und angegriffen war. — Wahrscheinlich hatte der Tod des heldenkühnen Prinzen Louis Ferdinand auf

ihn einen tiefen Eindruck gemacht, ob er gleich den unzeitigen Angriff dieses Prinzen höchst mißbilligte. Auch war schon vor der Schlacht so manches nicht, wie es seyn sollte. Man sagt: die preußische Armee habe Mangel an den nothdürftigsten Lebensbedürfnissen gelitten *) und noch vor dem Tage der Schlacht Unordnungen begangen, um ihren Hunger zu stillen. — Der Geist der preußischen Armee, welche sich im 7jährigen Kriege so unsterblich gemacht hatte, schien nicht mehr derselbe zu seyn. Seit jenem Kriege, also seit beinahe einem halben Jahrhunderte, hatte sie sich in keinen Schlachten geübt; denn die Treffen in Holland und am Rhein wurden nur von einzelnen Corps geliefert. Ein gewisser Mißmuth, daß man nicht im vorigen Jahre den bessern Zeitpunkt zum Schlagen benutzt, kam hinzu, und selbst Generale bezweifelten mit einer feigen und sogar lauten Offenherzigkeit den morgenden Sieg ihres Königs. Zwischen den Feldherrn herrschten Controversen über die Richtigkeit des Operationsplans, und diese Controversen breiteten sich sogar allgemeiner aus, da schon seit mehrern Jahren jener unselige Disputiergeist über die Strategie unter den Officieren eingerissen war, den man unter Fried-

*) S. von Massenbach Denkwürdigkeiten. Besonders dessen Unterredung mit dem Herzoge. 2ter Theil. S. 113—121.

rich dem Großen nicht kannte, und der gewiß nach und nach die nothwendige Subordination und die alte Tapferkeit selbst untergraben mochte. — Genug, der Herzog sah selbst nicht ganz heiter in die Zukunft, ob ihm gleich der Muth, wie es die That bewieß, auch in dieser höchst bedenklichen Lage nie verlassen hat. — Die Zeiten, wo noch der Glaube an Ahnungen herrschte, sind nicht mehr, indeß ist es auffallend, daß der Herzog einem seiner Leute, welcher für allerley Reiseauslagen am Abend vor der Schlacht die Zahlung forderte, — den Geldschlüssel hinreichte, und sagte: „nimm Dir's, ich selbst werde bald keines mehr bedürfen!“ — Es scheint wirklich, daß der Herzog sich das Ende seiner Tage in diesem Kriege vorgestellt hat, weil ihm sein Charakter sagte, daß er im Nothfalle alles wagen würde. Als man ihm bey seiner Abreise von Braunschweig zu den neuen kriegerischen Unternehmungen Glück wünschte, sagte er zu einem seiner ältesten Freunde, dem Generallieutenant von Wornstedt: „Sieg oder Tod! — jedoch zu dem letztern bedarf es nur einer Kugel;“ und zu einem andern alten Geschäftsmanne sagte er, indem er ihm vertraulich die Hand reichte: „ists nicht hier; so sehen wir uns in der Ewigkeit wieder!“ —

Offenbar trennte sich der Herzog dießmal von seiner Residenz mit mehrern Rührungen, als jemahls. Er war herzlich gegen den Erbprinzen, dessen unerwar-

teten Tod er kurz darauf so tief betrauerte, herzlich gegen die ganze Familie und gegen alle die, welche von ihm Abschied nahmen, — den guten Vater des Vaterlandes jetzt zum letztenmale sahen, — und ihm sogar bittend widerriethen, sein hohes Alter nicht neuen Gefahren bloß zu stellen. Sein heller Geist sah es wohl, daß man ein sehr gefährliches Spiel begann; aber die Würfel waren einmahl gefallen, und man konnte nun nicht wieder zurücktreten.

Gegen Mitternacht am 13ten Oktober, vor dem blutigen Tage, legte sich der Herzog schlafen. — Die vielen Anstrengungen und permanenten militärischen Arbeiten hatten ihn ermüdet. Er bedurfte des Schlafs, legte sich dießmahl, wie schon seit mehrern Nächten, in seiner ganzen Uniform, mit Scherpe, Degen und Sporn auf sein Lager, und ließ sich nur mit einem Pelze zudecken. Angekleidet und immer zum Aufbruche bereit, lag auch sein ganzes Gefolge in den Nebenzimmern. Nach 1 Uhr des Nachts erwachte der Herzog von dem lauten Geräusch, welches von den Knechten und Soldaten, die theils Wasser zum Tränken der Pferde, theils Holz zu den Wachtfeuern herbey holten, verursacht wurde. Der Herzog stand unwillig auf; man suchte das Geräusch zu stillen; allein bey der allgemeinen nächtlichen Unruhe fruchtete das Verboth nur wenig, und er legte sich wieder auf sein Lager. Kaum hatte ler zwey Stunden geschlafen, als

er durch die Stimmen seiner Officiere in dem Nebenzimmer erwachte. Nun stand er auf, weckte selbst seinen schlafenden Kammerdiener, und war, also schon um vier Uhr des Morgens, zu den Geschäften des noch nicht angebrochenen Schlachttages wach und bereit. Schon um fünf Uhr Morgens, also, nach damaliger Jahrszeit, noch in dunkler Nacht, standen schon auf seinen Befehl seine Reitpferde vor der Thür.

Wir sind die Aufzählung dieser unbedeutendscheinenden Umstände der Genauigkeit der Geschichte und der Wahrheit schuldig. — Einmahl, weil uns auch die kleinern Angelegenheiten eines großen Mannes interessiren, und zweitens, weil eben jene Umstände die luftigen Erdichtungen derer beschämen, welche diesen rastlosen Feldherrn grade an dem wichtigsten Morgen seines Lebens zu spät erwachen lassen. Wer diesen Herrn genauer und in seinem ganzen Charakter — und Geschäftsweise kannte, weiß es, daß er, vornehmlich wenn es die Thätigkeit des Soldaten galt, eher zu rasch, als zu langsam war, und daß er mit einer gewissen Ungeduld alle wichtige Geschäfte trieb. — Wenn er den Aufbruch gegen den nahen Feind, bey dem noch herrschenden Morgendunkel, widerrieth, als er schon muthig das Schlachtfeld betreten hatte; so kann man dieß wohl nicht ein Zaudern, sondern eine Maßregel nennen, welche in jenen Augenblicken

schon durch die gesunde Vernunft gebothen wurde. *) Der Angriff oder auch nur das Aufsuchen des Feindes im Morgennebel kostete schon einem Gustav Adolph von Schweden das Leben. —

Um halb 5 Uhr, am Morgen der Bataille, war auch schon der König in des Herzogs Quartier. Es wurde jetzt noch einmal Kriegsrath gehalten, und der König rieth dringend und wiederholend zum eiligsten Aufbruche. Um sechs Uhr eilte der Herzog auf das Schlachtfeld, und fragte noch ganz bestimmt einen seiner Leute nach der Minute, in welcher er von Auerstädt weggeritten sey? Aber der unglückliche Nebel verursachte, nach den Aussagen aller Officiere, die ich nach der Schlacht gesprochen, Stockungen und heterogene Bewegungen in der Armee. — Dieser Schleier, den die Natur zwischen beyde Armeen warf, half den Untergang der preußischen beschleunigen. — Ein Theil

*) Mehrere Nachrichten stimmen darin überein: der Herzog sey an der Spitze seines Heers unerwartet während des Nebels auf den Feind gestoßen; dieser Nebel habe ihm die Stellung des Feindes — entzogen, und das Wagstück eines Angriffs sey bey diesen Umständen vom Herzoge widerrathen worden Während dieser Zeit wollte er die ganze Armee aufmarschiren lassen u. s. w. „Sein Rath, sagt einer jener Berichte, war eines erfahrnen Feldherrn würdig; er ward aber nicht befolgt!“ —

des Avantcorps blieb etwas lange aus, und man sagt, der Herzog habe es in eigener Person herbeygeholt; ein anderer Theil stürmte mit seinen Batterien zu weit vorwärts, und büßte durch große Verluste. Man weiß die Ausdrücke, derer sich der Herzog bey dieser Gelegenheit, voll höchsten Unmuths, bediente, da er wohl wußte, mit welcher Bravour die Franzosen die ersten Vortheile zu benutzen pflegten. Indeß war hier von beyden Seiten das Feuer mörderisch gewesen. Man brachte eine Menge französischer Gefangenen ein, ein paar Jäger erregten die Wuth der preußischen Soldaten, und diese riefen, daß man jene niederstoßem solle. Die Franzosen baten den Herzog, ohne ihn zu kennen, um Schutz. Er sprach ihnen Trost ein; er fragte sie nach der Stärke ihrer Armee, welche sie beyde sehr verschieden angaben. Ohne seine Gegenwart wären diese Unglücklichen ein Opfer der Wuth geworden.

Erst gegen neun Uhr Morgens verlohr sich jener unglückbringende Nebel, welcher sich gleichsam mit noch einem andern Umstande gegen das preußische Heer verbindet hatte, — indem ihm durch den Wind der Pulverdampf des Feindes ins Gesicht getrieben wurde. — Endlich begann die Sonne durch den Morgennebel zu schimmern. Von jetzt an ward der Kampf allgemeiner Die französische Arme drang mit ihrer gewöhnlichen Tapferkeit, unter einem mörderischen Musketenfeuer von allen Seiten hervor, und man schlug sich in

ersten Stunden mit gegenseitigen Vortheilen und Verlusten. — In diesen höchst entscheidenden Augenblikken, wo alles auf dem schwankendsten Spiele stand, — wurde der Herzog durch eine feindliche Kugel seines Gesichts beraubt, während er, vor dem Grenadierbataillon von Hanstein, Befehle ertheilte. — Dieß letztere Factum widerlegt so mancherley Vermuthungen, wie und durch welche Kugel er eigentlich verwundet worden sey. Er hielt nicht vor seinem Regimente; er hatte keinen seiner Leute und seiner Begleiter, nicht einmal einen Stallmeister oder Reitknecht, in diesen Augenblicken bey sich, sondern war ganz allein, weil es der schleunige Nothfall erforderte, nach einem augenblicklichen ernsten Gespräche mit dem Könige, vor die Fronte gedrungen, und war bey seiner Verwundung so gerichtet, daß ihn nur eine feindliche Kugel so treffen konnte.

Der Herzog muß in diesen Augenblicken sehr wichtige Gründe und dringende Anreizungen gehabt haben, sich als oberster Feldherr zwischen beyde Treffen zu wagen, und sich der augenscheinlichsten Lebensgefahr auszusetzen. Diese Kühnheit ist schon mehrern großen Feldherrn eigen gewesen, aber sie liegt nicht in dem Systeme einer Schlacht, so sehr auch dieser persönliche Muth geachtet zu werden verdient. Der oberste Feldherr muß, so viel es sich thun läßt, seinen Kopf für das Ganze erhalten, damit die Seele dieses Ganzen

nach dem Siege ringe. Schon vorher, ehe der Herzog zwischen das Musketenfeuer drang, war er in großer Lebensgefahr. Mehrere Kugeln schlugen neben ihm in die Erde. Das Pferd seines Begleiters, des Grafen Montjoie, wurde neben dem Herzoge durchschossen, und die Gefahr war überall für die Officiere, vorzüglich für die mit Ordenszeichen, desto größer, da die Franzosen vornehmlich ihre Kugeln auf sie zu richten pflegen.

Der Herzog stürzte bey dem fürchterlichen Schusse, der um so betäubender seyn mußte, da ihn von diesem Augenblicke an eine finstere Mitternacht umgab, — vom Pferde. — Die Kugel war dicht über dem rechten Auge eingedrungen, hatte das Nasenbein zerschmettert, das linke Auge aus seiner Höhle getrieben, und sein Kleid, selbst seinen Ordensstern, mit Blut besprüßt. — In diesem unbeschreiblich traurigen Zustande lag dieser ehrwürdige und verdienstvolle Greis einige Zeit auf der Erde, und meinte hier sein Leben endigen zu müssen, bis mehrere preußische Soldaten herbeysprangen, und ihn auf ein Officierpferd setzten, da das seinige entsprungen war. Ein Musketier setzte sich hinten auf, um den Rücken des Herzogs zu unterstützen, während zwey andere nebenher gingen, um das Schwanken nach der Seite zu verhindern. So verließ der unglücklichste Feldherr das Schlachtfeld. Man brachte ihn nach Auerstädt zurück, mit unbe-

schreiblichem Jammer sahen ihn seine Leute so zurück kommen. — „Ich bin ein armer blinder Mann!“ sagte er selbst wehmüthig zu einem preußischen Feldjäger, der ihn nicht sogleich erkannte. In Auerstädt wurden die schon sehr angeschwollenen Augen zum erstenmale verbunden, und ein geschickter Feldarzt, mit Nahmen Völker, begleitete ihn, auf Befehl seines tiefgerührten Königs, auf der ganzen Reise.

Dieses höchst traurige Ereigniß, welches grade in den wichtigsten Momenten der Schlacht, bey den tactischen Einleitungen derselben, vorfiel, hat unstreitig auf die unglückliche Wendung dieses Tages großen Einfluß gehabt *). Auch dieser Umstand wird in der Folge noch historisch entwickelt werden. Denn in dem Geiste des obersten Feldherrn mußten die Entwürfe liegen, nach welchen der Kampf in seinen Folgen berechnet und ausgeführt werden sollte. Wer mochte in dem Augenblicke seiner Entfernung in das Ganze der Bewegungen eingreifen, welches schon in seinem Sinken begriffen war! Wenigstens durfte man es der Geistesgegenwart des Herzogs zutrauen, daß er sich einen ehrenvollen Rückzug bereitet haben würde, wenn er nicht zu früh das Schlachtfeld verlassen mußte. —

*) „Die Schlacht mußte verloren gehen, sagt ein öffentliches Blatt, — da keiner von den übrigen Generalen seine Stelle einnahm.“

Das Unglück des ersten Feldherrn konnte der Armee auch nicht lange verborgen bleiben, und erregte, wo nicht Muthlosigkeit, doch Trauer und Bedenklichkeiten — über den Ausgang der Sache. Der Wagen, worin man den Verwundeten von Auerstädt, während der Schlacht, wegführte, stieß selbst auf ein paar preussische neuanrückende Regimenter, die Anfangs jene Trauernachricht für eine Erdichtung hielten. Es läßt sich denken, welchen Eindruck dieses Ereigniß wenigstens auf alle Officiere machen mußte, da der erste Feldherr an den Begebenheiten dieses entscheidenden Tages weiter keinen Antheil nehmen konnte.

Wenn man alle einzelne Umstände dieses unerhörten Geschicks (denn die Geschichte kennt vielleicht kein ähnliches in dieser Art) zusammennimmt, so ist es ein merkwürdiger Beweiß von der Selbstkraft dieses Fürsten, daß er nicht unter der Last seines Kummers und seines Schicksals erlag. Der schon an sich höchst schmerzliche und unersetzliche Verlust seiner Augen hatte ihn genöthigt, in dem allerwichtigsten Zeitpunkte des Kampfs eine Armee zu verlassen, welcher er in einer langen Reihe von Jahren mit einer so warmen Anhänglichkeit gedient hatte, und welcher er selbst als Regent eines eigenen Landes so treu geblieben war. — Unter Friedrich dem Großen hatte er sich ganz für diese Armee gebildet; er hatte den Geist der Tapferkeit, der Ehre und Ordnungsliebe, so viel an ihm lag, in ihr zu er-

halten gesucht. Es ist unläugbar, daß Friedrich der Große bey seinem Tode hierbey vornehmlich auf den Herzog rechnete. — Diesen letzten Ort seiner militärischen Laufbahn, mußte er, nach seiner Ueberzeugung, vollenden, — ob er gleich den Krieg nicht wollte, — und dann war es sein Wille, den Abend seiner Tage in dem Genusse des wohlthätigen Friedens zu beschliessen.

Aber wie ganz anders war die Wendung des finstern Geschicks, die er sich einstmahls selbst prophezeihete! Er sah in einem Zeitraume von wenigen Tagen die Lorbeern einer ihm theuren Nation verwelken, welche man unter dem großen Friedrich nur das Heldenvolk nannte, und es im 7jährigen Kriege, unter der Anführung eines der erstaunlichsten Männer aller Jahrtausende, wirklich gewesen war. Preußens Unglück mußte wie ein versinkendes Kriegsschiff das kleine, an ihm hangende, Braunschweig mit in den Abgrund reissen. Doch die große Reihe höchst unerwarteter Folgen konnte, selbst nach dem Verluste bey Auerstädt, kein noch so scharfblickender Geist vorhersehen, und der unglückliche Herzog blieb sich also selbst der nächste Gegenstand seiner tiefen Leiden. —

Von Auerstädt ab wurde er gefahren. Der Oberst von Kleist, und der oben genannte Arzt befanden sich in seinem Wagen. Anfangs wollte man, um den Verwundeten aus dieser gefahrvollen Gegend zu entfernen,

einen Weg links nach Erfurth nehmen; aber man hielt auch diesen, wie es sich bald entschied, nicht mehr für sicher genug, und wählte daher eine Richtung nach dem Harz zu; theils, weil dorthin die Sieger nicht so schnell vordringen konnten, theils, weil man Magdeburg für einen sichern Zufluchtsort des Verwundeten hielt. Gewiß wäre diese vortrefliche Festung nicht so schnell gefallen, wenn der Herzog dorthin gegangen wäre. — Man legte, da ihm die Erschütterungen des Wagens bald sehr beschwerlich wurden, täglich etwa nur vier Meilen zurück. Aber bald erlaubten die andringenden Schmerzen der Wunde auch das Fahren nicht mehr, und er ließ sich nun durch abwechselnde Träger auf einem Ruhebette von einem Orte zum andern bringen. Man konnte jetzt auch schon etwas ruhiger und gemächlicher reisen, da die französische Armee sich rechts nach Sachsen hinauf wandte. — Die Nachricht von der verlohrnen Schlacht empfing der Herzog bald darauf unterwegs. Schon nach seiner Abreise von Auerstädt schien er einen ungünstigen Ausschlag der Sache zu vermuthen, und bald darauf schloß er aus dem bedenklichen Hinundhergespräch seiner Begleiter, daß es mit der preußischen Armee nicht gut stehe. Endlich konnte man ihm auch, bey seinem unruhigen Nachfragen, die Entscheidung dieses Tages nicht länger verheimlichen, — und es läßt sich leicht denken, welche schmerzlichen Gefühle

das Gemüth dieses unglücklichen Herrn in diesen entsetzlichen Momenten zerreissen mußten; — „quelle honte!“ rief er mehrmahls wehmüthig aus. In diesen Worten lag alles, was sein zermalmter Geist und seine glühende Ehrliebe in dieser fürchterlichen Lage, und bey so trüben Aussichten in die Zukunft ausdrükken konnte.

Nach der vor mir liegenden Reiseroute führte man den Verwundeten, um immer wieder neue Träger aufzufinden, durch eine Menge kleiner Oerter, Colleda, Heldrungen, Artern, Siebkerode, Mansfeld, Meisdorf, wo er auf dem Landgute der würdigen Frau von Asseburg übernachtete, Ballenstädt nach Blankenburg, wohin man auch schon zwey geschätzte braunschweigische Aerzte, die Professoren Heyer und Spangenberg, zu seiner Heilung abgesandt hatte. — Aber auch hier in seinem geliebten Blankenburg konnte er nicht lange verweilen, so sehr auch sein schwerverwundetes Haupt der Ruhe bedurfte. Die Sieger benutzten mit einer rastlosen Eilfertigkeit ihre gewonnene Schlacht, und gingen mit jener Leichtigkeit über den Harz nach Magdeburg hinunter, mit welcher sie über die Alpen gestiegen waren. Man führte daher den Herzog von Blankenburg durch Feldwege über Wassersleben, Osterwiek, Hornburg, Achim, Hedwigsburg und Salzdahlen nach Braunschweig, wo er sechs Tage nach der unglücklichen Schlacht ankam, und durch seine Gegen-

wart den bekümmerten Einwohnern neuen Muth einflößte. — Die Freude, welche seine Ankunft im ganzen Lande verbreitete, war unbeschreiblich groß. Kurz vorher hatte ein ministerielles Blatt das braunschweigische Land ein neutrales genannt. Man hielt dieses Blatt gleichsam für ein Trostschreiben, welches ein guter Vater seinen besorgten Kindern sendete. Die bestimmte Andeutung des Herzogs, daß man in der Gallerie zu Salzdahlen und in dem Museum nichts einpacken solle, erregte die größte Hoffnungen. Sein Geist, sagte man, wird schon Mittel und Wege genug finden, die Stürme des Krieges von uns abzuwehren. Man sah wieder mit Ruhe den erstaunlichen Fortschritten der Sieger zu; man las ihre glänzenden Ankündigungen ohne weitere Besorgniß. Man trauerte nur noch über die schmerzhafte Verwundung des theuren Landesvaters; aber auch hierbey gaben die Aerzte die besten Hoffnungen zur Erhaltung seiner Augen. Er selbst hatte wieder einzelne heitere Vorgefühle seiner Genesung, und der Gedanke, bald wieder das Tageslicht zu sehen, machte ihn so froh! „Wenn mir Gott, sagte er mehrmahls, nur das eine Auge schenkt; so will ich vollkommen zufrieden seyn!“ — Nur einmahl wurde er unterwegs bey dem glühenden Augenschmerz und während des langsamen Tragens so ungeduldig, daß er sich äußerte: man möge ihn nur in dieser Qual seinem Schicksale überlassen! —

Von seiner ruhigen Lage hoffte man für das verwundete Organ sehr gute Wirkungen. Er lebte nun wieder in seinem Lande, in seiner ihm so lieben Wohnung, an einem Orte, wo alle Hülfsmittel zu seiner Genesung vorhanden wären, und wo sein ungeschwächter Geist einer ihn zerstreuenden Thätigkeit genießen konnte. — Seine ruhigere Existenz hatte auch wirklich auf die Erheiterung seines Gemüths einen merklichen Einfluß. Selbst die Regierungsgeschäfte gingen wieder zum Theil durch ihn, so viel es der Zustand des Verwundeten erlaubte. Freilich durften ihnen jene Angelegenheiten nur in fragmentarischen Uebersichten vorgelegt werden; aber er entschied auch jetzt noch mit seiner ganzen Besonnenheit, und unterzeichnete eigenhändig noch eine Menge von Papieren, indem er sich, obgleich unwillig, und einmahl sogar mit Verdruß die Hand führen ließ. Er wollte selbst in diesem Zustande kein Zeichen einer körperlichen Schwäche verrathen, sondern sich auch hier durch eigene Kraft helfen, so viel es möglich war. — Genug, alle diese Umstände gaben seinen Unterthanen einen neuen Muth. Selbst die Nachrichten von einer ihm bey der Krankheit eigenen Ungeduld erregten neue Hoffnungen; man betrachtete diese Erscheinungen als die Funken einer noch nicht erloschenen Energie, und eines gestärkten Lebens, — und was konnte seinen Staat überhaupt mehr und angelegentlicher interessiren, als dieses Leben! — Der Herzog

fing

fing wieder mit Lebhaftigkeit zu reden an; er machte der Heilkunde ein paarmal launige Vorwürfe; daß sie eine so langsame Kunst sey; er scherzte in einzelnen Augenblicken, sogar noch einmahl in der Volkssprache seines Landes, da man ihm die Wegschaffung der Kanonen als nicht thunlich schilderte, — kurz, der Staat fürchtete keine besondere Katastrophen, nachdem sein Schutzgeist zurückgekehrt war.

Ein anderer Umstand vermehrte den gerechten Frohsinn über die glücklichen Aussichten in die Zukunft. Man schöpfte neue Hoffnungen, daß die Sieger das Braunschweigische vielleicht nicht berühren würden, wenn man sich nur zu einem kräftigen und wohl überdachten Versuche entschließen wollte. Der Staat erwartete diesen Versuch mit stillem Vertrauen von dem Geiste seines Fürsten, und dieser kam den Wünschen seiner Unterthanen edelmüthig entgegen. Er empfahl sie der Humanität des mächtigen Siegers, und legte diese Empfehlung in einem Schreiben an den französischen Monarchen nieder, welches ganz den patriotischen Geist eines für sein Volk lebenden Fürsten, und zugleich die gerechteste Achtung gegen den allgemein bewunderten Heros der neuern Geschichte ausdrückte. Man erwartete von diesem Schreiben, und seiner der hohen Würde des Empfängers angemessenen Dialectik die wohlthätigsten Folgen. Man sahe den Gesandten schon im Geist als Friedensboten zurück kehren. Die

Erwartungen waren unter allen Ständen aufs höchste gespannt, und die Ungewißheit einer so schwankenden Lage wurde bey so grossen Hoffnungen und Wünschen kaum noch gefühlt. Aber wenige Tage darauf war das Schicksal des Landes schon entschieden, und die Zukunft übergab es allein der Großmuth des Siegers. — Man hat geglaubt, daß der Herzog wegen seines hohen Alters und seiner großen Verdienste in seiner Residenz mit aller ihm gebührenden Achtung behandelt seyn würde, wenn er geblieben wäre. Aber er wollte nicht Kriegsgefangner seyn, und gab daher Befehle zu seiner eiligsten Abreise. Diese Entschlossenheit, die im Geiste des Soldaten liegt, zeigt von einem festen Charakter, und ist selbst von seinen Gegnern nicht getadelt worden. Früh oder spät hätte er eben so sterben können, wie ein Louis Ferdinand, um nur nicht in Gefangenschaft zu gerathen. —

Der Herzog sah mit größter Ungeduld seinem letzten Abschiede von seinem Vaterlande entgegen. Die Zubereitung eines zum Liegen eingerichteten mit Wachstuch bedeckten Wagens dauerten ihm schon zu lange, und er erkundigte sich mit jeder Viertelstunde nach der Vollendung des Fuhrwerks. Das Publikum hielt diese Eilfertigkeit für ein sicheres Zeichen der nahen Ankunft der Sieger, und mußte sich von neuem tief bekümmert fühlen, da es seinen Fürsten, in dessen Besitz es sich eben wieder so glücklich gefühlt hatte, seine

eigene Flucht beschleunigen sahe. — Am 25sten Oktober, Nachmittags gegen 4 Uhr, verließ er das geliebte Vaterland auf ewig. Man hatte seine Abreise nicht verheimlichen können. Tausende von Menschen begleiteten den bedeckten Wagen, worin der ehrwürdige Greis lag, mit wehmüthiger Trauer und in feyerlicher Stille, bis jenseits der Thore Braunschweigs. — Das Ganze glich einem trauernden Leichenzuge. Viele Augen vergossen Thränen, und die sehnlichsten Wünsche, daß er doch bleiben möchte, und bleiben könnte, sprachen aus dieser Trauer des leidenden Gefühls. Nur einige Begleiter verriethen einen lauten Unwillen über diese Abreise; aber selbst dieser Unwille war wohl nur ein roher Ausdruck jener Anhänglichkeit an einen guten Fürsten, welche mit ihm alles zu verlieren glaubte. — Gewiß hat der Herzog nur nothgedrungen, und weil es seine Ansicht als Feldherr so geboth, sich zu seiner Abreise entschlossen; aber auch gewiß mit tiefem Schmerz ein Land verlassen, an welches er durch so heilige Bande der Pflicht und der Vaterlandsliebe gebunden war. — Er hatte es ja durch seinen schöpferischen Geist zu dem blühendsten Staate gebildet; er hatte ihm seine Einsichten, seine Kräfte und Talente gewidmet, er hatte selbst noch auf seinem Krankenlager seinen Beruf als Regent so treulich erfüllt, daß ihn nur die höchste Nothwendigkeit der Zeitumstände von seinem Vaterlande trennen konnte. — Kurz vor

seiner Abreise von Braunschweig äußerte er noch den Wunsch, daß ihn einer seiner verdienstvollen und gelehrten Staatsmänner in seine Einsamkeit begleiten, und seine Person als Freund und Rathgeber umgeben möge. Aber bald darauf änderte er mit der edelsten Resignation seine Meinung, und sagte: „von mir selbst und meiner Person kann nicht mehr die Rede seyn, wenn es das Glück des Landes gilt!“ „Bleiben Sie, sagte er weiter zu jenem würdigen Manne, da Ihre Gegenwart meinen Unterthanen wohlthätig und nützlich seyn kann!“

Der Herzog nahm seinen Weg über Zelle nach Hamburg. Die Bewegungen auf den Sandstraßen griffen ihn wenig an, und seine Geisteskräfte, und selbst seine gewöhnliche Lebhaftigkeit blieben ungestöhrt. Sein Appetit schien sich zu vermehren; seine Rede bekam mehr Munterkeit. In dem Gasthause, wo er anhielt, erinnerte er sich sogleich, daß die Gattinn des verdienstvollen Leisewitz aus diesem Orte stamme. — Er erzählte einem Edelmanne in der Lüneburger Heide in einem muntern Tone, daß er dessen Vater noch als einen jungen Mann gekannt habe. — Kurz, das Befinden des Verwundeten war auf der ganzen Reise so, wie man es wünschte. Und vielleicht erheiterten ihn die Ideen, daß er im 7jährigen Kriege, und in diesen Gegenden eine so achtbare Rolle spielte. Nur fand er bey seiner unruhigen Lebhaftigkeit, und den

verbundenen Augen den Weg sehr langweilig, und ließ den Wagen mehrmahls anhalten, damit seine Leute umherschauen möchten, ob man nicht bald am Ziele sey. Endlich hatte dieser unglückliche Fürst hinter der Elbe in dem Dorfe Ottensen bey Altona, wo noch jetzt seine Gebeine ruhen, einen ruhigen Zufluchtsort gefunden. — Das Publikum meinte, daß er sich von hier nach England würde überschiffen lassen. Aber das Publikum hatte sich geirrt; denn eine Reise nach England lag, aus mehrern Gründen, durchaus nicht in dem Plane des Herzogs.

Indeß hatten doch die langen Bewegungen des Fahrens auf seine Gesundheit unvortheilhaft gewirkt, ohne daß man jetzt schon die Ursache des verschlimmerten Körperzustandes bestimmt angeben konnte. Auch hatten die Aerzte die Erschütterungen des Wagens auf einer so langen Reise sehr bedenklich gefunden, und die letztere abgerathen, da bey der gefährlichen Kopfwunde die Ruhe des ganzen Körpers eine Hauptbedingung der Heilung war. — Die fortwährende horizontale Lage des Kopfs, und die tiefe Verletzung des Organs hatte nach und nach eine Auflösung der Gehirnmasse verursacht, und dieser Zustand war schon tödtlich, ehe man noch die Größe der Gefahr kannte. Hierzu kam noch der widrige Umstand, daß der Herzog seit jener traurigen Verwundung seinen bisherigen guten Appetit und Schlaf sehr verlohren hatte, wo-

durch sich seine Kräfte in einem so hohen Alter nur noch mehr aufreiben mußten. Kalte Genüße waren fast das Einzige, was der Patient verlangte, und Eis, vorzüglich von Himbeeren, war seine liebste Speise. — Sein Arzt hatte ihn eines Tages dahin vermocht, sich Austern kommen zu lassen, die so ganz in der Nähe waren. Der Kranke hatte sich daran sehr erquickt; aber er verlangte sie nicht wieder. — „Es ist mir, sagte er, eine so widerliche Speise geworden! — ich denke mir, daß meine erblindeten Augen einer Auster gleichen mögen!“ — Er sagte dieß mit tiefer Wehmuth. Durch diese magere Kost, durch die innere Zerrüttung der Gehirnmasse, gewiß aber auch durch die tiefen Leiden seines Gemüths, und selbst durch die traurige Hinsicht auf seine gänzliche Blindheit — verminderte sich in ihm nicht nur die Lust zum Leben, sondern das Leben selbst, — welches er so gern auf dem Schlachtfelde verlohren hätte. — Da sein Zustand jetzt schon wirklich von Tage zu Tage bedenklicher wurde; so hielt man es für Pflicht, außer den beyden ihn begleitenden Aerzten sich auch noch der Hülfe des Doktor Unzer in Altona zu bedienen. Der Herzog billigte diese Wahl sehr, und sein Besuch war ihm um so willkommener, da er sich dieses würdigen Mannes aus vorigen Zeiten her recht gut erinnerte.

„Bis eine Woche vor dem Entschlafen des Kranken war, nach dem vor mir liegenden Originalberichte der Aerzte, sein Befinden so günstig gewesen, daß sich ein erwünschter Ausgang hoffen ließ. Aber vom 6ten November an, vier Tage vor dem Tode, verschlimmerte sich sein Zustand so sichtbar, daß bald alle Hoffnung verlohren ging. Von dieser Zeit an ward die Eiterung sehr unbedeutend und wässerichter, die Kräfte sanken, der Appetit verlohr sich immer mehr und mehr, ob er gleich nie bedeutend gewesen war. Den 7ten November stellte sich ein nächtlicher Schweis ein, der die Kräfte noch mehr erschöpfte. Der Herzog, wecher bis dahin verdrießlich und unzufrieden gewesen war, ließ sich nun mit der größten Sanftmuth alle erforderlichen Bewegungen, das Verbinden, Einnehmen der Arzeney u. s. w. gefallen. Es stellte sich ein den größten Theil des Tages andauernder fast soporöser Schlaf ein, der mit tiefem Schnarchen verbunden war, aus welchem der Kranke durch großen Durst von Zeit zu Zeit geweckt wurde, aber bald darauf wieder in jenen Schlaf verfiel.“ (Nur ein paarmal hörte man ihn, jedoch ohne Lebhaftigkeit, phantasiren; das einemahl verlangte er einen seiner alten Kammerdiener zu sprechen, der schon längst gestorben war, und das zweitemahl meinte er, zwey Köpfe zu haben, die beyde mit dem Verbande versehen werden müßten; — eine Traumphantasie, welche sich ganz leicht aus dem Umstande

erklärt, daß man jedes seiner Augen bisher besonders verbinden mußte.)

„Den 8ten November nahm dieser allgemeine Schwächezustand immer mehr zu. Die Wangen wurden sehr geröthet; die bis dahin gestandene Geschwulst der Augenlieder fiel ein, und dafür schwoll das Gesicht auf. Die Schläfrigkeit ward immer stärker, der Puls ward sehr schwach, klein, aussetzend und sehr veränderlich. Der Kranke ließ es sich ruhig gefallen, wenn ihm Nahrung oder Arzeney gereicht wurde; nur höchst selten bezeigte er darüber sein Mißfallen, welches sonst fast ohne Unterlaß der Fall gewesen war. Den 9ten November nahmen alle diese übeln Zeichen zu: die Kräfte sanken so bedeutend, daß man einem nahen Ende entgegen sehen mußte. Die Sprache war von der Nacht an so schwach, daß es schwer ward, das Gesagte zu verstehen. Der Kranke zeigte weder Widerwillen noch Behagen für die gereichte Nahrung und Arzeney. Gegen Abend setzte der Puls zuzeiten stark aus, zu andernmahlen war er zwar regelmäßig, aber höchst schwach und zitternd. Die Nacht vom 9ten zum 10ten November brachte der Patient in einem fast anhaltend soporösen Schlafe mit lautem und tiefen Schnarchen hin. Das Schlucken, welches den Tag vorher schon sehr erschwert gewesen, ward gegen zwey Uhr des Nachts ganz verhindert, die Zunge zitterte, das Kinn sank herab, und bewegte sich unwillkührlich.“

„Gegen Morgen hoben sich die Kräfte etwas wenig, und die Sprache ward deutlicher, ein Beweis, daß auch jetzt die Besonnenheit des Geistes noch nicht untergegangen war; doch dauerte diese scheinbare Besserung nicht lange. — Gegen acht Uhr verschlimmerte sich alles; der Schleim schien den Kranken mehrmahls ersticken zu wollen, das Röcheln ward immer tiefer und stärker, es zeigten sich unwillkührliche Bewegungen der rechten Hand, da die linke schon am 9ten November nicht mehr bewegt ward. Seit 2 Uhr Morgens konnte dem Sterbenden, des verhinderten Schlingens wegen, nichts mehr von Nahrung oder Arzeney gereicht werden. Gegen neun Uhr Morgens wurden die Hände und Füße kalt, der Puls ward immer schwächer, das Röcheln nahm überhand, und um zwei Uhr Nachmittags blieb der Athem für immer aus, da er mehrmahls früher schon unterbrochen gewesen war.“ — So weit der buchstäbliche Bericht der beyden Aerzte über das Ableben dieses unvergeßlichen Fürsten an das ehemahlige Ministerium von Braunschweig.

Sein anhaltender Schlummer hat ihm unstreitig den bittern Kampf des Todes und die letzten Lebenstage sehr erleichtert, und er schien immer weniger zu leiden, je mehr er sich seinem Ende näherte. — Er erkannte auch selbst die Wohlthat des Himmels, wel-

che ihm den Abschluß seines Lebens so leicht machte, mehrmahls mit dankbarer Rührung, und vornehmlich das Glück, von Kopfschmerz frey zu bleiben, welchen der Kranke, bey seiner schrecklichen Kopfwunde, so sehr zu fürchten hatte. — „Es ist eine Gnade Gottes, sagte er oft, daß ich in meinem traurigen Zustande doch so wenig körperlichen Schmerz empfinde!" Indeß war er auch gegen den Tod selbst männlich gefaßt, und sah ihm auf seinem Krankenlager mit eben der Entschlossenheit, wie auf dem Schlachtfelde, entgegen. — Als er eines Tages den Verband seiner Augen ungeduldig wegschieben wollte, bat ihn sein Kammerdiener, es nicht zu thun, weil er dadurch seine Wunden unheilbar machen könne. — „O! erwiederte er, mit fester Stimme, ich fürchte den Tod nicht; — das Leben hat für mich wenig Reize mehr, und ist mir bitter genug gemacht worden!" Schon auf dem Schlachtfelde scheint er das ehrenvolle Ende seines Lebens gewünscht zu haben, indem er sich, wie wir wissen, zu kühn und entschlossen zwischen die feindlichen Kugeln wagte, auch schon sehr oft in jüngern Jahren den Wunsch geäußert hatte: auf dem Bette der Ehre zu sterben. — Wie gleichgültig mußte ihm vollends jetzt ein Leben werden, das ihn mit einer höchst traurigen Blindheit bedrohete, das ihn fast mit allen rauhen Seiten eines widrigen Geschicks umgab, und ihm die Zukunft in einer so schwankenden Form zeigte. — Mit wehmüthiger Trauer empfing das Land die schmerzliche

Nachricht von seinem Tode. Welcher Redliche hätte nicht die Verlängerung eines Lebens gewünscht, das uneigennützig und im Stillen, ohne gesuchten öffentlichen Schimmer, mehr Gutes stiftete, als es die Welt weiß. — Indeß lag doch auch für seine treuen Unterthanen eine Beruhigung in dem Gedanken: daß dieser unglückliche Fürst grade in diesen Stürmen der Zeit aus einer Welt gegangen war, die ihm von jetzt an, und selbst am Abende seines Lebens, fast alle Belohnungen seiner großen Verdienste entzog.

Auch die Leiden seiner letzten Lebenstage ertrug der Kranke, wie es alle Zeugen aussagen, mit einer heroischen Selbstkraft. Seine Begleiter hörten eigentlich nie einen Laut der Klage von ihm, nie ein Trauern über das Gegenwärtige und Zukünftige, — nicht einmahl einen leisen Ausdruck des physischen Schmerzes. Bisweilen überraschte ihn zwar die Ungeduld seines Naturells, und ein sehr verzeihlicher Ueberdruß seiner unangenehmen Lage; — die Unthätigkeit drückte einen so kraftvollen Geist, der schlechte Ausgang der Sache empörte sein Gemüth; — aber das Schicksal selbst klagte er nicht an. Sein fester Glaube an eine Vorsehung erhielt seinen Muth und seine Standhaftigkeit. Muth und Geistesgegenwart waren überhaupt die originellesten Züge seines Charakters, und im Unglück zeigte sich besonders seine Größe. — Selbst in seiner höchst traurigen Lage, auf seinem bejammernswerthen Krankenla-

ger, suchte er sich immer noch durch feste Grundsätze aufzumuntern, und mitten in einer so schrecklichen Finsterniß neue Lichtstrahlen für die Zukunft zu sammeln. — Er gab nie alles ganz verlohren. Er nahm immer noch lebhaften Antheil an Gesprächen über den Zeitgeist; er fühlte mit Dankbarkeit die öffentliche Theilnahme an seinem Geschick, und es war für ihn eine frohe Stunde, als man ihm sagte: „daß die Sieger sein Land mit Schonung behandelten.“ — Mit diesem für ihn so erquickenden Gedanken ist dieser große Mann entschlafen. Er hatte selbst in seinem Schreiben an den französischen Souverain so landesväterlich um jene Schonung geberhen.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pockels, Karl Friedrich,

Carl Wilhelm Ferdinand, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg Ein biographisches Gemälde dieses Fürsten ; Mit dem Portrait des Herzogs

Tübingen 1809

Germ.sp. 355 r
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10020858-9